

Vergißeinnicht 1937

9 (1937)

VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT

der
MARIANNHILLER MISSION



Nummer 9

September 1937

55. Jahrgang

Kreuz-Erhöhung

Ich hab' von Bergen, Hügeln
ins Firmament geseh'n.
Ich ließ auf Freudenflügeln
manch Lied zum Himmel weh'n.
Doch war ich nie im Sinne
so ganz dem Schöpfer nah,
wie auf der Kreuzeszinne
des Berges Golgatha.

Ich sah an gold'nen Gliedern
manch Kreuz aus edlem Stein.
Ich sah an bunten Miedern
manch gold'nes Kreuzelein.
Doch nie hab' ich gesehen
ein Kreuz, wie ich es sah,
im Glanz der Liebe stehen
für uns auf Golgatha.

In manchem Buch gefunden
hab' Frieden ich und Ruh'.
Es schlossen Seelenwunden
auch durch ein Wort sich zu.
Kein Wörtlein aber bliebe
so kostbar mir, so nah,
wie Christi Wort der Liebe
vom Berge Golgatha.

F. F. Goldau

Mariä Sieben Schmerzen

(15. September)

„Gedenke, o Jungfrau und Gottesmutter, dein Wort für uns einzulegen, wenn du im Angesichte des Herrn stehst, auf daß er seinen Unwillen von uns wende!“ (Offertorium der Messe).

In Rücksicht auf unser ganzes Elend können wir nur mit Bangen dem heiligen Gott nähertreten. Es mag uns wie Adam im Paradies gehen, der es nicht wagte, dem Herrn unter die Augen zu kommen . . .

Maria stand am Kalvarienberg unter dem Kreuze. Vor dem sterbenden Antlitz Jesu bat sie für uns Sünder. In die dunklen Täler des Erdenjammers drang der Segen ihres Gebetes. Jetzt steht sie immerdar vor ihrem verklärten, göttlichen Sohne im Himmel und schaut in seine leuch-



Schmerzensmutter

von Julius Wehinger, Dornbirn, Boralberg

tenden Augen, wie er über alle und alle denkt, die noch Marias Sorgenfinder in dieser Tränenwelt sind.

Mutter, zeige dich mir heute in sorgender Mutterliebe! Sprich Gutes für mich bei Jesus! Sei mir trotz aller Unbeständigkeit meines Dienstes und Unverlässlichkeit meiner Treue eine liebevolle Mittlerin bei Gott! „Deine Fürbitte und die aller Heiligen, die unter dem Kreuze standen, bringt durch Christi Opfertod mir in Ermangelung eigener Verdienste Anteilnahme an den Verdiensten der Seligen“ (Sekret der hl. Messe).

„Glückliches Mutterfühlen der seligen Jungfrau Maria, die ohne Sterben des Martertums Palme verdient hat unter dem Kreuze des Herrn.“ (Kommuniongebet der hl. Messe).

Obgleich ich wie ein trotzig Kind war, hast du mich, Schmerzensmutter, liebevoll an meiner Hand genommen und mich zum Heiland geführt.

Für uns, unseretwegen lag Jesus einst als blutige Leiche auf deinem Schoße. Es waren unsere Sünden, die haben Jesu Tod bewirkt. Noch immer bewirken sie die Erneuerung der Opferliebe Christi in der hl. Messe.

Mutter, vor meinen Augen schwebt heute bei der hl. Kommunion das Golgathabild der 13. Station. Ich knie zu deinen Füßen. Du zeigst mir alle Wunden und Peinen des Herrn . . . Bei dem harten Tode meines Erlösers will ich trachten, in seine Fußstapfen zu treten. Er ist gestorben, damit ich lebe und mit diesem Leben ihm meine Hände und Füße, meine Augen und Ohren, mein Fühlen, Sinnen und Denken leihe. Mein ganzes körperliches und geistiges Sein soll er benützen, nachdem er für mich gestorben ist und auf Erden keine äußere Tätigkeit mehr sein eigen nennt. Auch im Sakramente sendet er mich zu den Werken, die er sonst vollbracht hätte. Und mein Herz muß mit Christus bitter empfinden, was immer gegen den Heiland und seine Eucharistie gerichtet ist.

Die heiligen Gestalten, „die wir zur heutigen Feier der Schmerzen Marias empfangen haben, mögen uns von der Barmherzigkeit Gottes alles Gute und Heilsame als Wirkung erlangen!“ (Aus den Schlußgebeten der Festmesse).
— d —

Ich glaube nicht, daß es ein besseres Heilmittel gibt als die Aufopferung unserer Leiden zum Heile unserer Brüder; es scheint unmöglich, daß diese vom Herzen Christi verworfen werden. Die Seele, die da trauert und leidet, damit „zu uns komme sein Reich“, sie übt ein mächtiges Apostolat; weit mehr als die Mühen und Nachtwachen der Prediger und Missionare gilt vor Gottes Auge ein Brandopfer der Liebe, ähnlich dem seines göttlichen Sohnes.
Contardo Ferrini.

Wie der irdischen Mutter das leidende Kind das liebste ist, so wendet Maria die Fülle ihrer Liebe und Barmherzigkeit den Heiden zu, erfleht ihnen von ihrem Sohne die Befehung, weckt Missionare und opfermutige Helfer daheim und draußen, damit die Nacht des Leidens, der Unwissenheit und des Todes sich wandle in die Morgenröte der Erlösung.

P. B. Danzer OSB.

Bischofsweihe eines Mariannhillers in der Tschoslowakei

Die deutsche „Elbe-Zeitung“ mit ihren Schwesternblättern, Leitmerzer-Bodenbacher Tagblatt, Ruziger Tagesbote, Leitmeritz-Lobositzer Tageblatt, sowie andere deutsche und tschechische Blätter, vor allem die Festschau des katholischen Kirchenblattes, berichteten begeistert über die Konsekration des Hochwürdigsten Herrn P. Dr. Ignatius Arnoz CMM., des nunmehrigen Apostol. Vikars von Bulavaho. Der Hochwürdigste Herr ist auch den Lesern des Bergheimers schon lange bekannt. Wir folgen den Schilderungen der Presse, die unter den Titeln „Bischofsweihe in Leitmeritz; Weihe des ersten Missionsbischofes der Republik; Erzellenz Monsign. Dr. Ignatius Arnoz, ein Bodenbacher, geweiht“, der Freude über das seltene Ereignis Ausdruck verliehen.

Mild lächelt die Morgen Sonne über der im Sonntagsfrieden (30. Mai) träumenden Stadt des einzigen deutschen Bischofs unseres Landes. Leitmeritz, das katholische Leitmeritz, hat heute seinen großen Tag. Es findet heute die Weihe des ersten Missionsbischofes der Republik statt im alt-ehrwürdigen Dom, der fast 900 Jahre hier steht.

Eine große Menschenmenge strömt hinauf zu „St. Stephan“, um dem historischen Alt beizuwohnen. Dr. Ignatius Arnoz wird zum Bischof geweiht. Die wundervolle Domkirche, von deren beiden Seiten die Bilder Lukas Cranachs und Skretas grüßen, nimmt die Menge auf. Der Raum ist von den Sonnenstrahlen überflutet und die mehr als 200 Glühbirnen am Altar mischen sich harmonisch in die natürliche Beleuchtung ein. Beiderseits am Eingang erwartet die Geistlichkeit von Leitmeritz im vollen



Bischofsweihe in Leitmeritz
Auszug aus dem Dom nach der Konsekration

Photo: H. Häusler, Leitmeritz



Von der Bischofsweihe des Hochw. Herrn P. Dr. Ignatius in Leitmeritz
(Neben dem Neugetweiheten rechts der Hochw. P. General der Mariann-
hiller Mission; dahinter P. Adolf Schmitt, Direktor des Aloisianums
Lohr a. Main und P. Josef Kammerlechner, Missionar in Bulawayo)

Photo: H. Häusler, Leitmeritz

Ornat den Bischof und sein Gefolge. Unter den Ehrengästen sieht man die Vertreter der städtischen, staatlichen und kirchlichen Behörden, die hohen Militärs, unter andern den Prager englischen Gesandten. Der Hochwürdigste Herr P. General der Mariannhiller Missionare und mehrere Missionare, Mitarbeiter des neuen Bischofs, waren ebenfalls erschienen. Um 8 Uhr hielt der Diözesanbischof Dr. Alois Weber, gefolgt von dem zu Weihenden und den beiden assistierenden Weihbischöfen von Prag, die Erzellenzen Dr. Anton Eltschner und Dr. Johann Remiger, seinen feierlichen Einzug. Die Orgel setzte jubelnd ein und in wunderbarer Wiedergabe erklang die Gollers „Missa Orbis factor“ für sechsstimmigen gemischten Chor. Dann nimmt die Konsekration des Apostol. Vikars von Bulawayo in Südafrika ihren Anfang. Er ist ein Kind unserer engen Heimat. Seit Errichtung des Bistums feierten in diesem Hause des Herrn bis jetzt 16 Diözesanbischöfe ihre feierliche Inthronisation. Dr. Arnos aber ist der erste Missionsbischof des Landes. Sein Wirkungsgebiet umfaßt ein Gebiet, das dreimal so groß ist als unser ganzer Staat und unter den 350 000 Einwohnern erst 7000 Katholiken zählt, also erst 2 Prozent. Da gibt es wahrlich Arbeit und Mühen genug für den Bischof, der am 1. April 1885 in Bodenbach das Licht der Welt erblickte, im Jahre 1910 zum Priester geweiht wurde.

Die Bischofsweihe. Schließt schon die Priesterweihe eine Reihe erhabener Zeremonien in sich, so überragt die Bischofsweihe diese noch an



Zur Bischofsweihe des Apost. Vikars von Bulawayo in Leitmeritz
Konsekrator, Weihbischöfe, Herren des hohen Domkapitels, Diözesanklerus und
Ordensklerus von Leitmeritz sowie der S. S. Generalsuperior und Mitbrüder
des Geweihten

In der oberen Reihe: Kanonikus Dr. Bischoff, der Präsident des Missionswer-
tes der Diözese (erste Person von rechts — vor ihm der Generalsuperior der
Mariannhiller Missionare)

Photo: S. Hänsler, Leitmeritz

Schönheit, Symbolik und Inhaltstiefe. Und es mag dem neuen Bischof als ein besonders günstiges Omen gelten, daß er am Vorabend des Tages geweiht wird, da der höchste kirchliche Würdenträger der Welt, der Papst, sich anschickt, den 80. Geburtstag zu begehen und da in Rom der Prager Kardinal Dr. Kaspar von Sr. Heiligkeit in Privataudienz empfangen wird.

Der Ritus der hl. Bischofsweihe ist — auch bei anderen Weihen — in die hl. Messe eingebaut und weist vier Hauptteile auf: die Verlesung des apostolischen Dekretes und Prüfung des Kandidaten, dann die Weihe selbst, die durch Handauflegung und eucharistisches Hochgebet erteilt wird, schließlich Salbung mit Chrisam und zuletzt die Übergabe des Hirtenstabes, Ringes und Evangeliums. Der weihende und zu weihende Bischof legen die liturgischen Gewänder an, die beiden assistierenden Bischöfe stellen den Weihkandidaten dem Konsekrator vor mit der Bitte, ihn zur Würde des Bischofs zu erheben. Nach Verlesung der päpstlichen Bulle leistet der zu Weihende den Treueid, indem er kniend vor dem Konsekrator die Eidesformel liest und auf das Evangelium schwört. Es schließt sich das Examen an, das in zwei Teile zerfällt und sich auf die Pflichten des Bischofs bezieht, sowie auf die Fragen der hl. Glaubenslehre.

Nun beginnt der eigentliche Weiheakt. Der zu Weihende tritt, begleitet von den beiden assistierenden Bischöfen, vor den Konsekrator, der ihm die Aufgaben des Bischofs vor Augen führt. Der Bischof ist demnach der Schiedsrichter in allen kirchlichen Rechtsachen, er hat die Lehre der Kirche vorzutragen und authentisch zu deuten, er ist der ordnungsmäßige Spender der Firmung, Ordinationen und anderer Sakramente.

Wie bei den übrigen Weihen wird nun die Allerheiligenlitanei gesungen, die seit dem Mittelalter eine besondere Segensformel für den Weihendikandidaten enthält. Unter Assistenz der Mitkonsekratoren wird das Evangelienbuch auf Nacken und Schultern des Kandidaten gelegt. Nun treten die drei Bischöfe vor den zu Weihenden und legen gemeinsam ihre Hände auf sein Haupt, dabei den Segen sprechend: „Empfange den Heiligen Geist!“ —

Die sakramentale Weihe erreicht den Höhepunkt in der feierlichen Weiheprästation: „... Gewähre dem Neugeweihten die höchste Vollendung in Deinem Dienste und rüste ihn aus mit allem Schmuck Deiner Ehrung und heilige ihn durch den Tau Deiner himmlischen Salbung!“ Bei diesen Worten unterbricht er die Weiheprästation und stimmt das „Veni creator!“, „Komm, Schöpfer, Geist!“ an — dabei salbt er das Haupt des Weihendikandidaten mit Chrisam, indem er betet: „Es werde gesalbt und geweiht Dein Haupt mit himmlischem Segen zum Amte des Bischofs!“

Nach dem nun folgenden großen Weihegebet werden dann auch die Hände des neuen Bischofs mit Chrisam gesalbt.

Um der Weihe noch deutlich sichtbaren Ausdruck zu verleihen, werden Hirtenstab, Ring und Evangelium geweiht und ihm dann übergeben. Der Stab ist das Zeichen der bischöflichen Jurisdiktion und geistlichen Machtvollkommenheit, der Ring soll das Sinnbild der inneren Verbindung des Hirten mit seiner Herde sein, das Evangelium das Wort des Herrn, das er seinem anvertrauten Volke lehre, bedeuten.

Der eigentliche Weiheakt ist damit beendet. Der Neugeweihte und der Konsekrator setzen wiederum — jeder für sich — die hl. Messe fort bis zum Opfergebet. Zum Zeichen der inneren Opfergemeinschaft überreicht der Neugeweihte dann 2 Kerzen, 2 Brote und 2 Gefäße mit Wein.



Exzellenz Bischof Dr. Ignatius von Bulawaho im Kreise seiner Verwandten
Photo: S. Häusler, Leitmeritz

Nun folgt die Weihemesse. Nach dem Opfergange bleibt der neuweihte Bischof beim Hauptaltar und bringt mit dem Konsekrator gemeinsam das hl. Opfer dar. Stehend empfängt der Neuweihte dann die hl. Kommunion. Nach dem bischöflichen Segen wird ihm noch die Mitra aufgesetzt, werden ihm die Handschuhe angelegt. Angetan mit vollem Ornat wird er dann zum Bischofsthron geleitet und stimmt dann das Te Deum an. Der Neuweihte wird nun durch die Kirche geführt, wobei er den bischöflichen Segen erteilt. Danach spricht er dem Konsekrator seinen Dank aus, indem er dreimal in immer höherer Tonlage singt: „ad multos annos!“, „Auf viele Jahre!“ —

Damit ist gegen Mittag das denkwürdige Fest der Weihe des ersten tschechoslowakischen Missionsbischofes beendet. Ihm zu Ehren stimmte der Domchor das Te Deum in neuer Bearbeitung für Sopran und Bariton-solo für vier- bis achttimmigen gemischten Chor für Sänger und Bläser an und dann noch Bruckners „Ave Maria“ für siebenstimmigen gemischten Chor.

Die Feier ist zu Ende. Der neue Missionsbischof wird nun in seine zweite Heimat zurückreisen, zu den schwarzen Stämmen, um mit neuer Kraft segensreich und erfolgreich zu wirken.

Am Abend des Weihetages fand in der Turnhalle zu Leitmeritz, die in sinniger, festlicher Weise geschmückt war, eine Feier vor geladenen und prominenten Gästen statt. Der Domchor unter Chordirektor Franz Zeman führte die Gesänge aus: Festchor für 4 stimmigen gemischten Chor und Bläser, „Gruß dir, du Hoherpriester“ von J. Kromolicki, Op. 31. Die Festrede hielt Aloys Fürst Löwenstein zu Haid bei Tachau. „Der Herr ist König“, Ps. 92 (4 stimmiger Chor und Bläser). Es folgte eine Ansprache Sr. Exzellenz des Hochwürdigsten Herrn Diözesanbischofs. Bischof Ignatius CMM. sprach ebenfalls. Die Katholikenhymne (Scharlied) erbrauste. Das Weihespiel „Erlösung“ von Oskar Karl Renner wurde aufgeführt. Es war fast Mitternacht, als Kanonikus Dr. Zischel, der als Präsident des Missionswerkes der Diözese Leitmeritz den sehr gelungenen Festabend veranstaltet hatte, das Schlusswort sprach, in dem er darauf hinwies, daß der 30. Mai in der Geschichte des Missionswerkes der Diözese einen Markstein bilden werde.

Die Feierstunden sind verflossen. Leuchtenden Auges schaute das gläubige Volk beim Ausgang aus der Kathedrale auf den neuweihten Missionsbischof, der für Christi Reich sich hingegeben hat um den Worten des Herrn Folge zu leisten: „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie!“ Leuchtenden Auges werden ihn bei seiner Rückkehr in sein Missionsgebiet Mitbrüder, Missionare und eingeborene Christen empfangen und ihm zujubeln. Er aber wird seinen schweren Weg gehen, Wege der Sorge und der Mühen um das seelische und leibliche Wohl seiner schwarzen Christen zu fördern. In der Kraft des hl. Geistes wird er es tun. Und wie er seinem Konsekrator zum Danke ein langes Leben wünschte, rufen auch wir ihm zu: Auf viele, viele Jahre! Ad multos annos! — d —

Im katholischen Priestertum streckt der erbarmende Gott seine Hand der Heidenwelt entgegen, um sie aus allen inneren und äußeren Irrungen und Gefahren den rechten Weg zu führen.

Zeige uns dein Reich!

45.

Regnum-Christi-Gebet

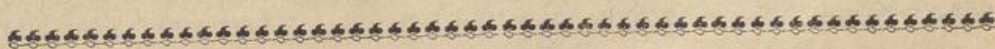
2.

„Aus der Fülle Deines Herzens segne das katholische Werk und Gemeinschafts-Organ aller Nationen und Sprachen, das „Regnum Christi“ Deiner Getreuen auf der ganzen Welt! Sei Du in Deiner königlichen Macht mit diesem zeitnotwendigen Unternehmen und schenke ihm volles Gedeihen zur Verherrlichung des ewigen Vaters, zu Deinem Ruhme und zum Heile Deines gesamten Volkes auf Erden!“ — — —

Im ewigen Plan und Willen Gottes ist die Menschheit ein unzertrennliches Ganzes. Der eine Leib des einen Hauptes: Christus! In der Einheit Seines Reiches können und werden darum die Einzelteile des Ganzen wahrhaft leben und friedlich gedeihen. Solange die Völker und Nationen ihr Haupt nicht in der Tat und Wahrheit anerkennen, werden sie auch untereinander in Trennung und Zwietracht verbleiben . . .

Das Urgefeß der Weltordnung bedingt das Wohl der Menschheit. Wo immer dieses Gesetz nicht erkannt oder ihm zuwidergehandelt wird, da herrscht eben die Unordnung mit allen ihren verderblichen Folgen für die Einzelnen und für das Ganze. Unser Jahrhundert leidet am meisten darunter. Und es gibt nur ein Heilmittel: Die Welt für Christus! Ein Schritt zum großen Ziel ist nun das zeitnotwendige Unternehmen vom Gemeinschaftsorgan aller Nationen und Sprachen, das katholische Werk der Getreuen Christi auf der ganzen Welt: „Regnum Christi“ genannt. Ein Band der Einheit zwischen Haupt und Gliedern!

Mit besonderem Segen des Heiligen Vaters sind bereits einige vorbereitende Nummern erschienen. Stimmen aus allen Teilen der Erde haben sich wohlwollend und günstig über die große Idee ausgesprochen. Richtig verstanden und durchgeführt, kann der gewaltige Plan allenthalben nur volle Zustimmung finden, Freude und einmütige Hilfsbereitschaft wecken. Es handelt sich nicht etwa bloß um „auch eine Zeitung“ oder „noch eine Zeitschrift mehr“, sondern eben um das gemeinsame Interessenorgan aller Christgläubigen! Um praktische Förderung und Anwendung der göttlichen Uridee von der Einheit des Menschengeschlechtes in Jesus Christus! Wer Näheres zu erfahren wünscht, lese das vortreffliche Buch: „Die Welt für Christus.“ (Tyrolia-Verlag, Innsbruck-München).



Was unsere Missionare erzählen . . .

Von P. Otto Heberling CMM.

Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß ein tätiger Missionar für gewöhnlich nicht Zeit findet, eine lange Abhandlung über ein wissenschaftliches Thema in die Heimat zu senden. Meistens ist er so mit Arbeit überladen, daß er sich mit einem kürzeren oder längeren Brief an die nächsten Angehörigen begnügen muß. Und in diesen Briefen erzählt der Missionar dann eben nur in schlichten Worten seine Erlebnisse. Ich schätze mich glücklich, von mehreren lieben Mitbrüdern aus meinem früheren Wirkungskreis in Südafrika auch ab und zu ein Brieflein zu erhalten, die mir jedesmal die allergrößte Freude bereiten und für die ich meinen Mitbrüdern nicht genug danken kann. Was mir nun die Missionare schreiben sind zwar oft Nachrichten, die nur mich in erster Linie interessieren, doch viele Briefe oder Teile desselben bieten auch viel Erbauliches und Interessantes für die Wohltäter der Mariannhiller Mission. Aus diesem Grunde habe ich mich entschlossen, von Zeit zu Zeit solche Missionarsbriefe oder Auschnitte daraus zu veröffentlichen. — Hört, was die Missionare wieder erzählen!

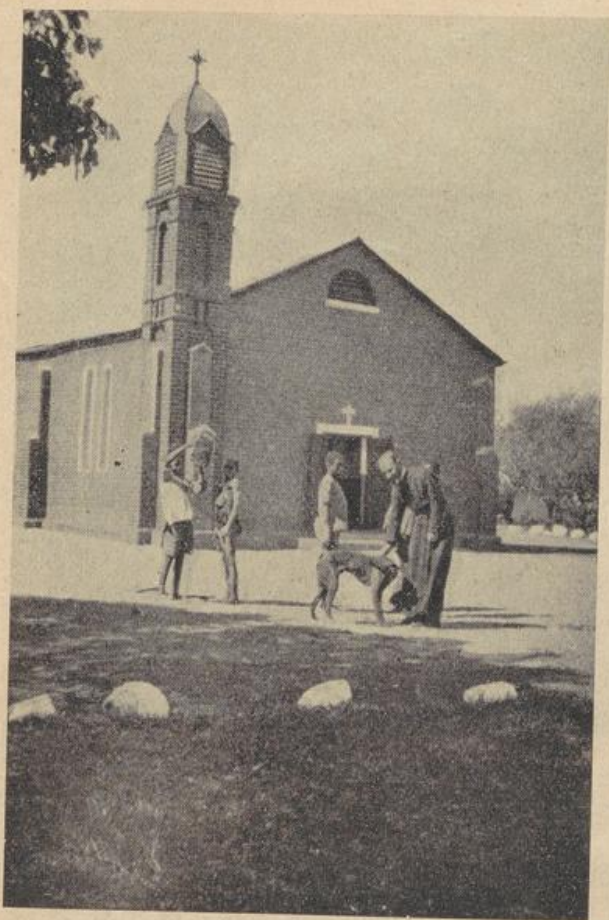
Aus dem Eingeborenen-Priesterseminar bei der Missionsstation Mariathal schreibt der dortige Regens, der Hochw. P. Raphael Böhmer CMM. unter anderem folgendes: „Unser neues Schuljahr wurde am 2. Februar mit 16 neuen Schülern eröffnet. Man sagt mir, daß das eine Rekordzahl sei. Das ist sicher auch eine Frucht des tiefen Eindrucks, den die erste Priesterweihe eines Eingeborenen auf die Gemüter der schwarzen Jugend gemacht hat. Auf Wunsch unseres Hochw. Herrn Bischofs habe ich während der Ferien mit unserm Primizianten jeden Sonntag eine andere Missionsstation besucht. Überall fand feierlicher Gottesdienst mit einer Predigt unseres Neupriesters statt. Der Gottesdienst machte auf die Gläubigen einen sehr tiefen Eindruck und wird noch lange nachwirken. . . . Gestern mußte ich weihen Herzens einen Jungen, der am 2. Februar sein Studium begann, entlassen. Er war voll guten Willens und betete viel in der Kirche, aber in der Klasse wollte es einfach nicht gehen. So mußte ich dem guten Thomas sagen, daß er erst noch auf seiner Heimatmissionschule die 5. und 6. Klasse besuchen soll, darnach stehe es ihm frei wieder zu kommen. Leider muß ich fürchten, daß seine Talente auch dazu nicht ausreichen und er nie so weit kommen wird. — Im ganzen hatten sich dieses Jahr 20 neue Schüler gemeldet. Vier kamen nicht, weil die Eltern es nicht haben wollten und den Buben die allergrößten Schwierigkeiten machten. Von einem Richard Mnciwadi möchte ich Ihnen folgendes schreiben: Dieser Junge versucht schon zwei Jahre zu kommen. Er hat noch einen Bruder und eine Schwester und seine Eltern sind ziemlich wohlhabend. Sie hätten also keinen Grund den Richard von seinem erkannten Beruf abzuhalten. — Dieser Richard zog am 31. Januar mit zwei anderen Studenten nach Highflats, um von dort hierher zu kommen. Die Eltern hatten ihm nicht erlaubt irgend etwas von zu Hause mitzunehmen, keine Decken, keine Leibwäsche, rein gar nichts. Sie wollten ihn so zwingen, seine Studiengedanken aufzugeben. Doch sie sollten sich in ihrem Richard täuschen. Er ging eben ohne Gepäck fort. — Sein Vater folgte ihm mit einem schnellen Pferd und holte ihn auch ein. Er schlug recht unbarmherzig auf seinen Bub ein und trieb ihn wieder heim. — Einige Zeit war der Junge ganz trostlos. Ich schrieb ihm dann und riet ihm, er solle einstweilen ans



Hochw. P. S. Kammerlechner CMM., Missionar im Vikariat Bulawayo
Photo: B. Joseph, Bulawayo

St. Francis College nach Mariannhill gehen. Vielleicht werden ihm seine Eltern später doch noch den Eintritt ins Priesterseminar erlauben. So kämpfen die schwarzen Buben um ihren Beruf. Ist das nicht heldenhaft?"

Der Hochw. P. Joseph Nowak schrieb am 25. Mai 1937 von der kleinen Missionsstation Portiunkula am See unter anderem: „Abends um 8 Uhr wars, als ich bei meiner Lektüre durch Klopfen an der Tür gestört wurde. Zwei schwarze Männer standen draußen und begrüßten mich mit dem üblichen Gruß der Christen hier: Gelobt sei Jesus Christus! — Als ich sie nach ihrem Begehren fragte, baten sie mich, ihre Beicht hören zu wollen. Ohne viel Aufhebens zu machen spendete ich den späten Besuchern das hl. Bußsakrament. Eine Weile danach wollte ich die beiden Männer freundlich nach Hause schicken. Doch wie groß war mein Erstaunen! Wie aus einem Munde sagten sie zu mir: „Bitte, Hochwürdiger Vater, geben Sie uns noch die hl. Kommunion!!!“ — Auf diese ungeübte Bitte hin mußte ich mich mit den Männern in ein Gespräch einlassen. Denn ich war ja erst einige Zeit auf dieser Missionsstation und konnte sie noch nicht kennen. Ich stellte die notwendigen Fragen an sie, um herauszufinden, was sie veranlaßte so spät am Abend noch die hl. Kommunion zu begehren. Im Verlaufe des Gespräches stellte sich nun folgendes heraus: Die zwei Männer gehörten zum Dienstpersonal eines Hotels in einem Seebadeort. Sie sind also soviel wie unabhkömmlich. Die Zeit für einen Kirchenbesuch müssen sie von ihrer wenig freien Zeit, die sie erhalten, abstehlen. Und das ist nur am Abend möglich, nachdem alle Arbeit getan ist. An dem Platz, wo die Männer arbeiten, befindet sich keine Kirche. Die für sie nächste Gelegenheit zum Beichten und Kommunizieren ist ihnen nur auf der Missionsstation Portiunkula an der See, das eine Stunde entfernt



Missionskirche in der Bulawaho-Mission
Photo: Mariannhiller Mission

liegt, gegeben. Für mich war es nun vor allem wichtig zu wissen, ob sie denn das Nüchternheits-Gebot kennen und es auch wohl beobachtet hätten. Auf meine diesbezügliche Frage mußte ich hören, daß sie von Mitternacht bis zur Stunde weder Speise noch Trank genossen hatten. Obwohl es zu so ungewöhnlicher Zeit war, zögerte ich deshalb nicht mehr und spendete den beiden Männern mit großer Freude die hl. Kommunion. Der göttliche Heiland war sicher über den Opfergeist und den großen Glauben der zwei Eingeborenen-Christen hoch erfreut und hat ihnen die nötigen Gnaden geschenkt zu einem weiteren guten und tugendhaften Christenleben . . .“

Mein lieber Landsmann aus Baden, der Hochw. P. Joseph Ebert CMM. schreibt mir vom Sambesi in Rhodesia: „Mein Arbeitsfeld hier ist sehr

groß. Drei Priester hätten vollauf zu tun. Von den berühmten Viktoria-Fällen erstreckt sich das Gebiet etwa 200 Meilen am Sambesi abwärts. Die weitesten Außenschulen sind 80 Meilen von der Zentrale entfernt und können nur unter den größten Schwierigkeiten besucht werden. Mit dem Fahrrad geht es über Berg und Tal. Oft muß ich meine Tretrmaschine große Strecken tragen. In einigen Tagen anstrengendster Fahrt erreiche ich die Endstation. — Zweimal habe ich dieses Jahr den Weg schon gemacht. Leider kam ich einmal dabei in den großen Regen. — Das Fahrrad konnte ich nicht mehr benützen. Die Schuhe gingen auch in Stücke. So mußte ich schließlich barfuß gehen . . . Bald hatte ich mehrere Wunden an den Füßen . . . Doch ich mußte weiter . . . Mehrere Tage hatte ich kein trockenes Kleidungsstück mehr am Leibe. Auch das Essen ging mir aus. Deshalb kroch ich ab und zu in die Eingeborenenhütten und bettelte mir das Notwendigste. Zu guter Letzt verirrte ich mich auch noch und hatte zwei Tage lang nur einen Maiskolben zu essen . . . Nachts schlief ich zur Vorsicht auf einem Baum. Der Regen ergoß sich dabei unaufhörlich auf mich herab. Trotzdem schlief ich aber ganz gut, obwohl ich öfter Stellungenwechsel vornehmen mußte, weil eben gewisse Stellen meines Körpers vom Sitzen zu sehr schmerzten . . . Nachdem ich drei große Flüsse überschritten hatte, kam ich Sonntag morgens endlich auf der Station

an . . . Zuhause hatten die ehrl. Schwestern inzwischen tüchtig gebetet, daß der arme Schlucker doch glücklich sein Ziel erreiche . . . Und er hat es erreicht, wenn auch arg mitgenommen. Zwei Tage mußte ich mit meinen zerschundenen und aufgeschwollenen Füßen das Bett hüten . . . Aber trotz allem möchte ich mit keinem Menschen auf Erden tauschen . . ."

Lust und Leid eines Afrikamissionars

Tagebuchblätter von P. Majara CMM.

(Fortsetzung)

Eine harte Nuß

Der erste Sonntag war vorbei. Damit war ich auf meiner Station und bei meinem schwarzen Volke feierlich eingeführt. Nun begann der graue Alltag, das nüchterne Leben.

Die erste Schwierigkeit, die zu überwinden war, das war die Sprache. Jeden Tag saß ich von morgens bis abends vor meiner Hütte unter dem weit vorspringenden Strohdach, das Lehrbuch der eingeborenen Sprache auf dem Schoß und paukte und büffelte und „borte“ und „ochste“ Wörter und Regeln. Diese Grammatik umfaßte etwa 700 Seiten. Sie trieb mir mehr Schweiß aus den Poren als die südliche Sonne.

Wenn man eine europäische Sprache lernt, so findet man darin doch viele Anklänge an die eigene Muttersprache, aber die Sprache der Wilden hat keine Verwandtschaft mit unseren Kultursprachen; ihre Laute sind ganz fremd und darum anfangs schwer zu verdauen wie oberpfälzische Kartoffelklöße. Was ich an einem Tage lernte, hatte ich am andern Tage wieder vergessen. Ja, man muß sich schon tüchtig auf die Hinterbeine setzen und schwißen, um diese Nuß zu knacken. Es ist einfach zum Haarausreißen, so man noch welche hat.

Trotzdem, wenn man diese Sprache studiert, muß man sich wundern über ihren geistvollen Aufbau, die nach bestimmten Gesetzen geordneten Formen und den Klangreichtum ihrer Worte. Ihre Sätze klingen und singen wie Musik. Jedes Wort beginnt und endet mit einem Selbstlaut.

Wenn die Schwarzen ein fremdes Wort in ihre Mundart einführen, muß es sich diesem Gesetz unterwerfen. Mein Reitpferd war weiß, darum riefen es die Schwestern Schimmel, die Buben aber nannten es ishimela. Zudem wird das „r“ des fremden Wortes gewöhnlich in ein „l“ verwandelt oder umgekehrt.

Als ich zum erstenmale die hl. Messe las bei den Schwarzen, wunderte ich mich, als der Ministrant beim Evangelium antwortete: Groria tibi, Domine, und am Ende Raus tibi, Christe. Nach der hl. Messe fragte ich ihn: „Warum sagst du Groria, es heißt doch Gloria?“ Entschuldigend meinte er: „Vater, ich kann das „l“ nicht sprechen.“ „Wie heißt du denn?“ „Ich heiße Flanz.“ „Warum sagst du Flanz, es heißt doch Franz?“ „Vater, ich kann das „r“ nicht sprechen.“

Einmal kam eine Frau. Sie wollte ihr Kind getauft haben. Ich fragte: „Wie soll das Kind heißen?“ „u Balabala.“ „Was? Das ist doch kein christlicher Name!“ „Aber er steht doch im Kalender.“ „Zeige ihn mir!“ Richtig, da stand Barbara.

Unausprechlich für die Schwarzen war mein Familienname „Hastreiter.“ Damals hatte ich den Klosternamen Winfried noch nicht. Die Buben gaben alle Hoffnung auf mich beim Namen zu rufen. Sie nannten mich einfach ubaba omfutshane onesilevu eside, d. h. der kurze Vater mit dem langen Bart.

Dieser Name war natürlich viel zu lang. Um einen neuen zu finden, mußten sie erst irgendeine Eigenheit an mir entdecken, die dann für den Namen herhalten mußte.

Mein Nachbarmissionar kam einst zu Besuch und schwang sich kühn vom Pferde. Dabei platzte die knappe Reithose. Die Buben nannten ihn nun „die geplatzte Hose.“ Später führte er schwarze Kinder ein auf seiner Station. Da nannten sie ihn einfach „das schwarze Kind.“ Der ehrw. Vater Abt bekam Brillen. Gleich hieß er „u Masastele“, d. h. der Fenstermann. Auch an mir hatten sie bald eine Eigenart entdeckt.

Schon früher habe ich meinen lieben Lesern erzählt, wie schwer mir das Reiten fiel. Und die meisten Missionare sitzen fast jeden Tag stundenlang im Sattel. Nun sind die Strecken unheimlich weit und man muß wenigstens Trab reiten, wenn man vorwärts kommen will. Also wenn ich zu Pferde saß, setzte ich das Pferd in Trab. Aber jetzt kam die Schwierigkeit. Statt mit dem Pferd hochzuhopfen, schnellte ich schon vorher im Steigbügel hoch. Und wenn der Gaul seinem Schritt entsprechend hoch ging, kam ich schon wieder nieder. Mit einem schmerzlichen Zusammenprall trafen wir uns ungefähr in der Mitte. Das war lästig für den Gaul, aber auch für mich. So wurde ich dauernd geprellt. Wenn ich nach langem Ritt nach Hause kam, war mein Sitzfleisch ganz wund und mürbe. Ich mußte drei Rissen unterlegen und konnte noch nicht sitzen. Jedesmal kam ich heim wie ein verprügelter Schulbub. Und im Stillen dachte ich mir, wenn das so weiter gehen soll bis an mein seliges Ende, dann kann ich mein Segfeuer schon auf dieser Welt abbüßen.

Aber Gott sei Dank! Es ging nicht immer so fort. Eines Tages ritt ich auch heim im Schritt, gemütlich und gemächlich. Der Weg führte eben über eine weite Steppe. Auf einmal höre ich hinter mir Pferdegetrappel. Ich wende mich um. Da flüht ein Kaffernbub an mir vorbei in rasendem Galopp und — mein Schimmel gleich hinter drein. Wie ein Pfeil schoß er dahin und ich saß darauf verzweifelt, die Zähne aufeinandergebissen, die Knie angepreßt, die Ferse hineingebogen, die Zügel krampfhaft angezogen. „Michel“, dachte ich, „jetzt bist hin.“ Schon wollte ich mich vorbereiten auf einen mächtigen Schwung aus dem Sattel —, da merkte ich allmählich, das geht ja famos im Galopp, das geht ja leichter als im Trab. Da wird man nicht gehöpft, aber man sitzt wie auf einem Sofa, Roß und Reiter fliegen dahin wie ein Stück. Schließlich ließ ich dem Gaul vollends die Zügel und — wir waren schnell daheim.

Die Aufregung hatte mich müde gemacht. Trotzdem dachte ich mir, das muß ich gleich wieder probieren und am nächsten Tage setzte ich auf der Steppe den Schimmel wieder in Galopp und raste dahin, so weit der Weg es erlaubte. Ich glaube, wir hatten beide Spaß daran, mein Schimmel und ich.

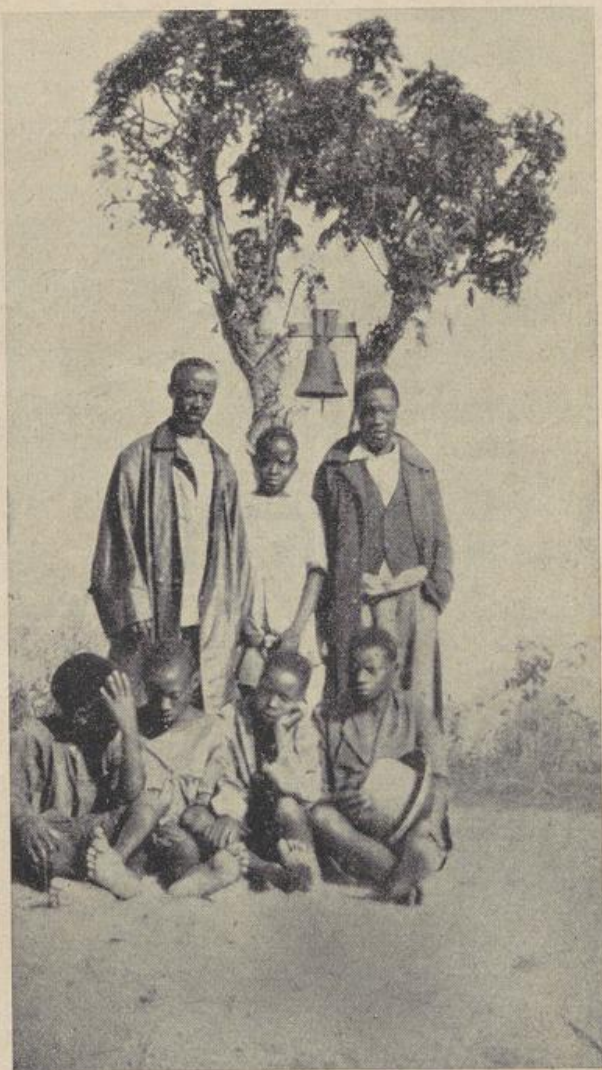
Auch die Schwarzen hatten das beobachtet. „Jetzt bist du ein richtiger Kaffer!“ rief mir einst ein Katechet nach, als er selber auf seinem flinken Roß nicht mehr mitkommen konnte. Von nun an hießen mich die Leute „u Majara“, d. h. Schnellreiter, Galoppvater. Ohne zu wissen, hatten

sie so meinen Familiennamen Hastreiter wörtlich ins Zulu übersetzt. So wurde ich der Majara.

Eines Tages fuhr ich auf der Eisenbahn. Der Zug lief in einer Station ein. Ich ging ans Fenster und ließ meinen langen Bart hinaushängen. Die Schwarzen erkannten mich daran sofort als Missionar. Andere Leute tragen ja gewöhnlich keinen Vollbart in Afrika. Schnell kam eine schwarze Frau herbeigesprungen: „sakubona, baba!“ Grüß Gott, Vater! „ubani igama lafo“, wie heißt du? Ich antwortete richtig: P. Hastreiter. Sie war enttäuscht. Diesen Namen hatte sie noch nicht gehört und hilflos stammelte sie: „hali hali hali . . . Ich bring es nicht heraus, sage es noch einmal. Wie heißt du?“ Ich wollte sie etwas necken und sagte: Diridatumdarides. Sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen und begann wieder: „dali dali dali . . .“ Schließlich brach sie in ein Lachen aus und meinte: „Aber Vater, du hältst mich nur zum Narren, bitte sag mir doch deinen wahren Namen!“

Wieder antwortete ich: „Horibilikribrifar.“ Das schlug dem Faß den Boden aus. Verzweifelt begann sie zu stottern: „holi holi holi . . .“ Schließlich wurde sie fast böse: „Aber das ist doch dein Name nicht, jetzt frage ich dich zum letztenmal, wie heißt du?“ Laut und langsam sprach ich lachend das Wort „Majara.“ Da leuchtete ihr Gesicht auf. Jubelnd rief sie: „Majara, ja jetzt verstehe ich dich, Majara, Majara.“ Der Name schwirrte durch die Reihen der Schwarzen. Als der Zug weiterfuhr schrien sie mir fröhlich nach: „hamba kahle, Majara; gute Reise, Galoppvater.“

Als die Eisenbahn in Afrika eingeführt wurde, war das für die Eingeborenen etwas Unbegreifliches, Unerhörtes. Sie waren gewohnt zu sehen, daß ein Lastwagen von 18 Ochsen gezogen wurde. Nun sahen sie plötzlich 18 mächtige Wagen und keinen Ochsen vorne angespannt, sondern ein gewaltiges,



Missionsglocklein in der Bulawaho-Mission
Photo: Mariannhiller Mission

riesiges, eisernes Ungetüm, das rauchte und pfauchte, Kohlen fraß und Feuer spie. Sie mußten denken: „Wenn da nicht der Teufel dahintersteckt, gibts keinen mehr.“ Nun mußte man dieses neue Kind auch taufen. Sie nahmen dafür das englische Wort „steamer“ (Dampfer). Umgebildet nach den Lautgesetzen ihrer Sprache entstand so das klangvolle Wort isitimela, d. i. Eisenbahn.

Anfangs möchte man über der Grammatik der Zulusprache fast den Mut verlieren. Bis zum Predigen ist es schon ein weiter Weg, aber wenn man tagelang nichts anderes hört als Zulu, bleiben die Laute allmählich im Ohre haften, der Mut wächst und mit dem Fortschritt die Freude und schließlich wird es ein Genuß, diese Sprache zu studieren und zu sprechen. Weit und breit war ich der einzige weiße Mann und den ganzen Tag hörte ich das lustige Lachen und Lärmen der Kinder auf dem Spielplatz vor meiner Hütte. Da ging das Lernen immer schneller, bis ich nach dreiviertel Jahren die ersten Artikel schreiben konnte in der Eingeborenen-Zeitung.

Heute, wenn ich in stiller Stunde zurückdenke an jene verflungenen Tage, breitet die Seele ihre Schwingen und die Gedanken wandern über Länder und Meere. Aus der Erinnerung tauchen auf kleine schwarze Krausköpfe, die lieben Laute ihrer Sprache klingen wieder an mein Ohr und der heiße Wunsch steigt auf in der Seele: Möchte ich sie doch wieder sehen über den Sternen, alle die meine Schäflein waren da unten im Süden. Langsam falten sich die Hände und leise drängt sich auf die Lippen ein Gebet für dieses arme Volk mit seiner reichen Sprache, und wie im Traume flüstere ich: „Baba wetu os' ezulwini . . .“, Vater unser, der du bist in dem Himmel . . .

(Fortsetzung folgt)

„Es gab Riesen auf der Erde in jenen Tagen . . . Gewaltmenschen, berühmt von altersher“ Gen. 6,4

Von P. Otto Ripp CMM.

Zulu Komfiya, der Sohn des Nogandaha

Der hl. Verfasser weist hier nicht auf ein Geschlecht von Tugendhelden hin, sondern auf eine entartete Sippe von Menschen, die aus der Vermischung von Gotteskindern mit den Menschenkindern hervorwuchs. In diesen Menschen, aus denen jede Gottesfurcht gewichen war, wirkte sich der ganze Fluch des Abfalles von Gott aus. Des Schöpfers Bild und Gleichnis ward in ihnen zur Unkenntlichkeit mißgestaltet. Sie versanken in der Tiefe des Schlammes menschlicher Verderbtheit. Wenn sie als „Riesen“ bezeichnet werden, so deutet dieses Wort nicht so sehr auf ihre Körpergestalt hin, als vielmehr auf ihr böses Gewerbe, das sie ausübten. Sie waren der Schrecken für ihre Mitmenschen, über die sie herfielen, dieselben plünderten und mordeten. Der Urtext nennt sie „Draufgänger.“ Diese Art von Menschen treten in jeder Geschichtsperiode auf. Zulu ka Nogandaha, der Sohn des Nogandaha, ist nur ein ausgeprägtes Individuum jener Bande, die sich Tschaka, der Zulukönig, heranzog, mit de-

ren Hilfe er seine Eroberungszüge machte und unsägliches Elend, Ströme von Blut und Tränen unter den Völkern Südafrikas verursachte. Soll uns das etwa verwundern oder gar zur Verachtung verleiten, wenn Menschen, die von Gott, dem Leben und Licht der Seele abgewichen sind, solche Untaten verübten? Erbarmendes Mitleid soll sich in unserem Herzen regen. Zumal da ja auch der weiße Bruder derselben Schandtaten fähig ist, wenn er seinen Schöpfer verläßt. Was sich in jener Zeit hier und sonstwo im dunklen Afrika Schauriges abgespielt hatte, fand sein Gegenpiel in der französischen Revolution, da man Gott entthront und die menschliche Ver-

pelt sind, wo
dern aufgestap-
diese Drauf-
gänger und
Gottlosen ans
Ruder kom-
men.

Woher stammte
Zulu Komfina?

Der Missio-
nar, der die
Sendung hat,
„denen zu
leuchten, die in
Finsternis und
Todeschatten
sitzen, und ihre
Schritte zu len-
ken auf den
Pfad des Frie-
dens“ (Luk. 1,
79), stellt sich
in der Berüh-
rung mit seinem
Volke zuweilen
allerhand Fra-
gen. Alt und
Jung sieht er
bei dem Un-

Nur die herbe hochgenante LIEBE um des Menschensoh- nes willen ist die radikale Medizin gegen jede Art von Bolschewisierung der Herzen

Auch Caritas ist Volkshilfe.
Werde ihr Mitglied!

terricht vor sich versammelt. Was mögen sie alle erlebt haben diese er-
grauten Männer, die von Alter und Sorgen gebeugten Frauen? Wann
und wie leuchtete der Gnadenstrahl in ihre von falschem Erdentand ge-
sättigten Herzen hinein? Was für Blut rollt in den Adern dieser mun-
teren Kinderschar? Welch gute und verderbte Anlagen mögen sich auf sie
vererbt haben? Aus der Zulugeschichte kannte ich meinen Helden und
wußte, daß er seine Lebensstage in den Umkungabergen beschloß. Unsere
Missionsstation St. Bernard liegt nun nördlich oberhalb des Umkomazi-
flußtales. Südlich jenseits des Flusses zieht sich der Umkungaberg hin, wo
in der Nähe St. Raphael liegt, eine Außenstation von St. Michael. Dort
also muß sich die Grabstätte dieses Kämpen befinden, wohl auch seine
Nachkommen. Ich hatte nun ein Interesse, den Spuren dieses Mannes
nachzuforschen. Eines Tages erschien ein gewisser Stephan Nativane von

Umfunga, der dort als Katechet für die St. Michaels-Mission angestellt ist und Kinder in hiesiger Schule hat. Diesen zog ich ins Verhör und vernahm von ihm, daß er ein Enkel des Zulu Komfiya sei. Als Zunge hatte er ihn noch gekannt und dies und jenes von ihm erzählt. Vieles ist auch in die Annalen der Geschichte eingetragen, deren Pflege auch von der Regierung unterstützt wird.

Naturvölker haben keine geschriebene Familienchronik. Alles vererbt sich mündlich von den Vätern auf die Kinder. Bei Trinkgelagen bilden die Taten der Altvordern den Gesprächsstoff. Auch hier heißt es:

„Viel wird geschwätzt an sommerlangen Tagen,
Noch mehr im Winter bei des Kienspahn's Glühen.“

(Fr. W. Weber)

Was berichtet nun die Geschichte von dem Tschakaheld Zulu Natwane?

Es gäbe ein ansehnliches Geschichtsbändchen, wollte man all die Taten des Haudegen erzählen. Nur einige kurze Erlebnisse sollen hier erzählt werden. Zulu Komfiya war der Sohn des Häuptlings vom Amankiwane-stamm, einer Seitenlinie der Divabesippe, die von den Amantungwa abstammen und mit den Basutos früher einen Stamm bildeten. Vor Jahrhunderten zogen diese Völker vom Norden her und zersplitterten sich in die verschiedenen Völkerschaften Südafrikas. Der Volksmund sagt, ihre Väter seien mit großen geflochtenen Körben von den Okahlamba (Dra-fensbergen) herabgestiegen. Heute noch gebrauchen die Mütter, wenn sie ein Kind ausschelten den Ausdruck: „Dieser kleine Mtungwana, der vom Luzipoberg herabstieg.“ Der erste Nkwane-König, der sich in Zululand ansiedelte war Ndlovu (Elefant), der mit Malandela verwandt war, dessen Nachkommen sich die Herrschaft über Zululand eroberten, besonders unter Tschaka. Heute noch brauchen die Nkwaneleute ein Sprichwort, das sie einem Großsprecher unter die Nase halten. „Du machst dich zu einem großen König, so groß wie der Dubula, der Sohn des Nkwane, von den Sanddünen des Meeres.“ Dieses Wort legt die Vermutung nahe, daß dieses Volk vor Jahrhunderten an den großen Seen Innerafrikas wohnte.

(Fortsetzung folgt)

Aus einem Missionarsleben

P. Apollinaris Schwamberger CMA. †

(Fortsetzung)

25 jähriges Priesterjubiläum

Hier muß ich zunächst vorausschicken, daß kurz vor seinem Jubiläum P. Apollinaris wertvolle Geschenke aus Bayern erhielt, besonders von seiner Schwester Karolina in München. Der sonst so ernste Mann hatte eine kindliche Freude an den liturgischen Gewändern, Kelch und anderen Sachen. Nebenbei gesagt, dieser Kelch befindet sich jetzt bei mir in St. Leonhard. Diese Liebesgaben waren ihm doppelt lieb, weil die Sachen von seinen Geschwistern, Verwandten und Bekannten herrührten. Nach seiner Aussage hätten sie ihm keine größere Freude bereiten, keine passendere Geschenke bieten können, als diese herrliche, von lieber deutscher Hand gemachte Jubiläumsgabe. Er freute sich so herzlich über diese Ge-



Missionsstation im Vikariat Bulawaho
Photo: Mariannhiller Mission

genstände, wie ein gutes Kind sich freut über lang ersehnte und jetzt endlich erhaltene Weihnachtsgaben. Er zeigte sie jedermann, weiß und schwarz, denn alle sollten an seinem Glück und an seiner Freude teilnehmen. Jeder Bruder, jede Schwester, jeder Katechet und Lehrer und Lehrerin, die erwachsenen Christen und die Kinder nicht ausgenommen, mußten die wirklich schönen Sachen sehen und bewundern. Sagte dann jemand, wie es der Fall war, daß solche exakte, tadellose Arbeit nur von Bayern herkommen könne, dann fühlte er sich ganz selig und aufgeräumt; er legte seine Tabakspfeife, die selten aus seinem Munde kam, beiseite; er wurde gesprächig und erzählte mit Begeisterung: „Diese schönen Sachen kommen aus Bayerns Hauptstadt München und aus Waldfassen.“

Sollten von den edlen Wohltätern noch welche am Leben sein, die damals dem armen, vielgeprüften Missionar durch ihre Geschenke eine so große Freude bereitet haben, so sei ihnen in diesen Blättern noch nachträglich ein recht herzliches Vergelts Gott gesagt im Namen des teuren Verstorbenen und im Namen seiner in Centocoiw noch lebenden Kinder, der Brüder, Schwestern und Eingeborenen, denen sich auch der Herausgeber dieser Zeilen als sein treuer Freund anschließt.

In Bezug auf die Feier seines 25 jährigen Priesterjubiläums am 2. Juli 1925 sei noch bemerkt, daß er durchaus ein Feind von persönlichen Ehrungen war und keinen Geschmack fand an pompösen, weltlichen Feierlichkeiten, welcher Art sie immer sein mochten.

Im Auftrage des Hochw. Herrn Abtes Gerard Wolpert, der seinerzeit Generalvikar und Vertreter des Hochw. Herrn Bischofs Adalbero Fleischer war, mußte P. Apollinaris sein silbernes Priesterjubiläum in Centocoiw feiern. Am Vorabend versammelte sich die weiße und schwarze Gemeinde in der alten Kirche (jetzt Schule) zu einer Vorfeier. Folgende Patres trafen am 1. Juli hier ein: P. Bonaventura Feuerer, P. Florian Rauch, P. Edmund Franke, P. Paulus Quiotek, P. Burkart Helmstetter,

P. Eligius Müller und P. Andreas Ngidi, ein eingeborener Priester. Am Vorabend, den 30. Juni, trafen drei Theologiestudenten aus Mariathal ein, um ihre Ferien in Centocoin zu verbringen. Es waren die Fratres Wilhelm Riek, Alois Rainberger und Wilhelm Drossart. Als Kleriker waren sie eine Zierde des Jubiläums. Am 1. August zogen sie wieder ab nach Mariathal.

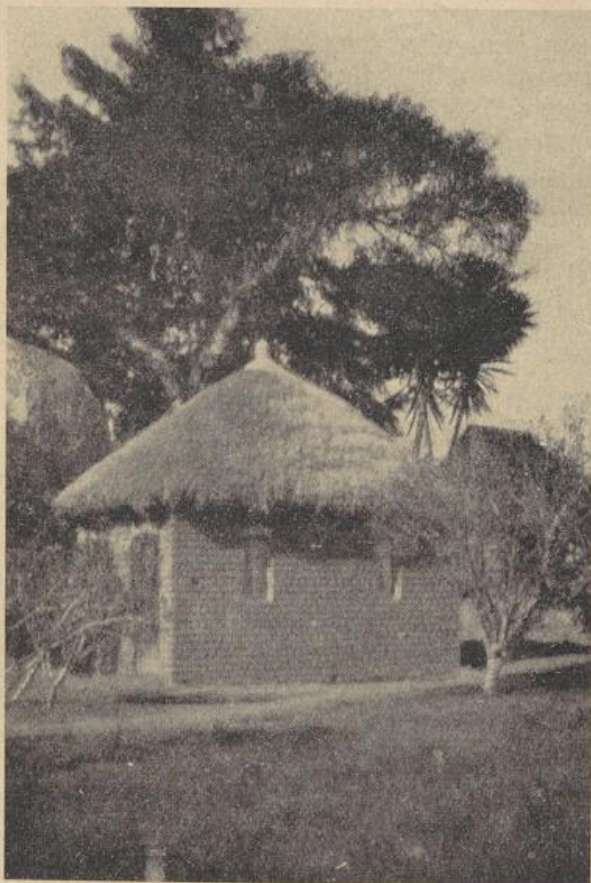
P. Bonaventura hatte den Verlauf der ganzen Feier zu leiten, was ihm auch als unübertrefflichen Meister in diesem Fache in tadellosester Weise gelungen ist. P. Florian hielt die Festpredigt. Das levitierte Hochamt wurde vom Subilar unter Assistenz von P. Edmund als Diafon und P. Andreas als Subdiafon um 10 Uhr gefeiert. Von Nah und Fern hatte sich das Volk auf das zahlreichste eingefunden und die hl. Sakramente empfangen. Da die Eingeborenen noch niemals eine Gelegenheit hatten, eine Jubiläumsfeier mitzumachen, so machte sie naturgemäß einen gewaltigen Eindruck auf sie.

Der Nachmittag sah Schwarz und Weiß, Jung und Alt im nahen Walde zu einem fröhlichen Picknick versammelt, wobei als erste in den Reihen die Kinder der Außenschulen durch mannigfache Gesänge und Spiele, bei denen Preise verteilt wurden, die Anwesenden erfreuten. Nach den Kindern brachten einige Abgeordnete des Volkes dem Subilar in kur-

zen, begeisterten Reden ihre Glückwünsche dar. Auch durch die Tat wollten sie sich dankbar bezeigen, indem sie kleinere oder größere Geldgeschenke in seine Hände legten.

Unter allseitiger vollster Befriedigung wurde bei Sonnen - Untergang der Rückweg angetreten. Nach allgemeiner Versicherung neutraler Beurteiler gereichte die Feier dem Volke zur Erbauung und Freude. Es hatte nun wieder einen neuen Gesprächsstoff für Tage und Wochen.

Am folgenden Tage verließen die zur Feier eingetroffenen Gäste die Station. Der Subilar selbst mußte nach Mariannahill reisen, um dortselbst am 5. Juli die dort vorgesehenen Volksmissionen abzuhalten, seine eigenen Exerzitien zu machen und verschiedenen Konferenzen beizuwohnen, so daß er erst am 24. Juli nach Centocoin zurückkehrte.



Missionarshaus in der Busatwaho-Mission
Photo: Mariannahiller Mission

Besondere Ereignisse

1. Missionsarzt. Am 30. November 1925 kam Dr. Max Kohler nebst Frau und ihrem dreijährigen Söhnchen von Bayern hier an, um als Missionsarzt zu wirken. Er hatte sich zuerst sein Diplom in Dublin (Irland) verschafft, um in englischen Territorien praktizieren zu können. Er behandelte erfolgreich die Patres (damals noch Diakone) Benedikt Frankenberg, Pantraz Schmidt und Ulrich Eisenbarth. Am 20. April 1926 nahm er in Centociv an der eingeborenen Lehrerin Willibalda Mfize die erste größere Operation vor, welche glücklich verlief. Dr. Mc Murtrie, Missionsarzt in Mariannahill, ein Engländer und Konvertit, kam mit Sr. Amantia und Bernardetta Vilafazi, um Dr. Kohler dabei behilflich zu sein. Wie freute sich P. Apollinaris, als die brave Willibalda nach vollständiger Genesung wieder ihres Amtes als Lehrerin walten konnte.

2. Primizfeier. Der Neupriester P. Willehad Krause, der am 29. Juni 1926 in Mariathal ausgeweiht wurde, feierte am 4. Juli seine Primiz in Centociv. P. Apollinaris hielt der zahlreich versammelten Pfarrgemeinde die Festpredigt. P. Willehad konnte jedoch nicht lange in Centociv verbleiben, obgleich der vielbeschäftigte Rektor ihn nur zu notwendig gebraucht hätte. Bereits am 31. Juli 1926 mußte er sich mit P. Koch in Durban einschiffen, um nach Würzburg zu reisen.

3. Personalwechsel. Sr. Roswitha, Lehrerin und Katechistin, hatte am 17. November 1926 Centociv verlassen, um das Amt einer Novizenmeisterin in Assisi bei den eingeborenen Schwestern der Töchter des hl. Franziskus in der neugegründeten Kongregation zu übernehmen. An ihre Stelle trat Sr. Huberta, die jetzige Oberin. Sr. Roswitha wirkte 25 Jahre hindurch überaus treu und segensreich in der Centociv-Mission und sie war durch ihr vieles Unterrichtsgeben die rechte Hand von P. Apollinaris, der praktisch ganz allein als Priester in der Mission war.

Im selben Monat verließ auch Sr. Ludovika Centociv, woselbst sie für viele Jahre ebenfalls in verschiedenen Zweigen überaus segensreich wirkte, so in der Kleinkinderbewahranstalt, besonders aber in der Näherei, wo sie für die Arbeiten von 50—60 Mädchen verantwortlich war. Arbeit und Sorgen gab es für sie im Übermaß. Sie wurde nach Cala im Tembulande gerufen, wo sie ebenfalls das Amt als Novizenmeisterin für die dortigen eingeborenen Schwestern zu verwalten hatte. Heute befindet sie sich in Lourdes und hat die sämtlichen Mädchen der dortigen großen Kostschule zu betreuen.

Am 31. August 1927 verließ Br. Gerold Centociv, nachdem er während 22 Jahren als Katechet und Aufseher bei den Knaben gewirkt hatte. Er wurde vom Hochwft. Herrn Bischof zu den eingeborenen Brüdern nach Kiva St. Joseph in der Nähe des Meeres geschickt. Im gegenwärtigen Jahre kehrte er wieder nach Centociv zurück. Von ihm hauptsächlich stammen diese näheren Einzelheiten über Centociv. Br. Othmar, der jetzige Motorist des Bischofs, wurde sein Nachfolger.

Es war für P. Apollinaris durchaus nicht leicht, sondern ein sehr großes Opfer, sein altes, bewährtes und wohlgeschultes Personal zu verlieren. Jedoch das Wohl des Ganzen und der Wunsch des Bischofs stand ihm höher als die Unannehmlichkeiten, die ein solcher Personalwechsel mit sich zu ziehen pflegt.

4. Der Generalvikar. Schon zu Abt Franzens Zeiten noch sehr jung ins Trappistenkloster Mariannhill eingetreten, war P. Apollinaris von Anfang bis zu seinem Tode ein treuer, gewissenhafter, gehorsamer Religiose. Mit großer Liebe und Hingabe ehrte er seine Oberen. Ihr Wunsch war ihm Befehl. Das Wohl und günstige Gedeihen unserer Kongregation lag ihm stets sehr am Herzen. Auch forderte er bei unseren Brüdern und Schwestern diese Gesinnung. Es war daher leicht erklärlich und es entsprach dem Wunsche vieler, als der Hochw. Herr Bischof ihn zum Generalvikar und seinem Stellvertreter ernannte, nachdem Abt Gerard dieses Amt wegen Altersschwäche nicht mehr versehen konnte.

5. Aus den Aufzeichnungen des P. Apollinaris. Am Dienstag, den 24. November 1926, wurde Anton Mbanjwa mit einem unserer besten Mädchen, Sophronia Zulu, von P. Apollinaris verheiratet. Drei Tage hernach, am Freitag, ritt er zu einer Außenstation nach Empumulwana, um dortselbst Gottesdienst zu halten und den Schulkindern Religionsunterricht zu geben. Auf dem Heimwege, kurz vor Mittag, ritt er am Felde des Anton vorbei, der dort gerade mit vier Ochsen am Pflügen war. Es freute ihn, den jungen, lebhaften Mann so fleißig bei der Arbeit zu sehen. Daher stieg er vom Pferde, steckte seine Tabakspfeife in die Tasche, um selbst den Pflug zu führen. Nachdem er einige Furchen gezogen hatte, sagte er dem jungen Manne: „Schau, es freut mich, daß du für die Zukunft sorgst; jedoch du mußt gerade Furchen ziehen und auch etwas tiefer, damit der Regen besser eindringen kann und die Wurzeln sich gehörig ausbreiten können. Wenn du es so machst, ist Hoffnung auf eine gute Maisernte.“ Anton freute sich ungemein über den guten Rat und besonders darüber, daß sein Baba, der ihn vor drei Tagen am Altare getraut hatte, selbst den Pflug führte.

Da ein Gewitter am Himmel aufstieg, eilte der Missionar nach Hause. Anton spannte seine Ochsen vom Pfluge und tat ebenso. Auf dem Heimweg, ganz in der Nähe seines Kraales — er sah schon seine junge Frau unter der Türe nach ihm ausschauen — wurde er samt seinen vier Ochsen vom Blitz erschlagen. Am Dienstag vor dem Traualtar, am Samstag Requiem und dann Begräbnis! —

(Fortsetzung folgt)

Zweikampf der unterirdischen Geister des Tschaka und des Dingana

Von P. Odo Ripp CMM.

Vom Tode des Königs Npande

Diese zwei Ereignisse beleuchten in etwas die religiösen Vorstellungen der rein heidnischen Bantuvölker. Dabei spielt die Erkenntnis eines überweltlichen, persönlichen Gottes keine Rolle. Auch im Anblicke des Todes wird sich die Seele keines Verantwortungsgefühles bewußt, die man diesem höchsten Wesen zu erstatten hätte. Wie läßt sich das erklären? Haben sie keine geistige Seele, die die Fähigkeit hat, aus der Schöpfung auf einen höchsten Himmels Herrn zu schließen? Das wird ihnen kein Kenner der Volksseele absprechen wollen. Da ja auch die Heiden gelegentlich bei Eintritt heftiger Naturereignisse wie Blitz und Donner, der sie im Nu aus

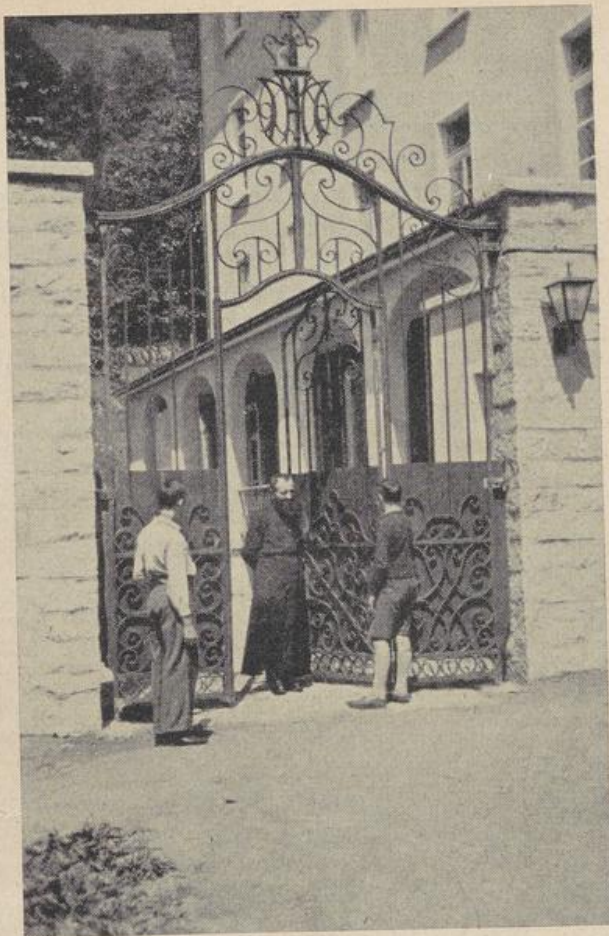
dem Leben reißen kann, sich bange fragen: „Was habe ich vor dem Herrn gesündigt?“ Kein Zweifel, die Seele ist da, so wie sie Gott der Herr erschaffen und geädelt hat durch Einprägung seines Bildes und Gleichnisses. Dieses bleibt ihr unauslöschlich eingegraben, wurde aber entstellt durch den Sündenfall. Damit ging die Menschheit nach dem Worte St. Bernards „in die Region der Unähnlichkeit“ mit Gott. Das Bild wurde begraben unter dem Schutte der Sünde und aller Laster, die im Lande der Gottesferne üppig wuchern.

Ist nun dieser Seelenzustand einzigartig bloß bei schwarzen Leuten zu finden? Wohl kaum. Ungezählte Menschen, die keine schwarze Haut haben, solche vielleicht, denen einst das Taufwasser über die Stirne gegossen wurde, befinden sich in derselben Lage. Sie leben in Gottvergessenheit dahin. Ihre Seele ist ganz ausgefüllt und eingenommen vom Welt-

geist, sie dienen falschen Göttern in all dem, was sie am meisten lieben und hochschätzen. Wo Gott, das Leben der Seele, ausgeschaltet wird, setzt sich sein Widerpart an dessen Stelle. In irgendeiner Form dienen sie diesem. Denn herrenlos kann des Menschen Geist und Herz nicht sein. In diesem Seelenzustand, der allem Lug und Trug leicht zugänglich ist, bilden sich die Menschen, angeführt vom Vater der Lüge, solche Götter, die ihren Leidenschaften schmeicheln und alles beschönigen, was das verderbte Herz wünscht und begehrt. Jeder Aufblick nach oben wird lahmgelagt, und man weidet sich zeitlebens an Trugbildern, die Satan dem betörten Menschenherzen vorgaukelt. Der Götzendienst, den er lehrt, nimmt bei den verschiedenen Völkern diese oder jene Form an, welche die irregeleitete Seele in den Bann jener Lüge lockt, mit der er im Paradiese die ersten Menschen verführte: „Ihr werdet wie Götter sein.“ Nach Anschauung hiesiger Heiden sind die Seelen der Vorfahren solche Götter, von denen sie allen Segen erhoffen, und denen sie alles Unglück und Ungemach zuschreiben. — Nun hören wir, wie sich die erwähnte Geister-

schlacht vollzog.

Tschaka und Dingana waren Brüder. Ersterer wurde meuchlings von



An der Pforte des Missionskollegs St. Josef
in Altdorf

„— wollen die beiden eintreten?“

Photo: Missionshaus St. Josef, Altdorf

Dingana und seinen Mitverschwörern getötet wegen seiner Unmenschlichkeiten im Jahre 1828. Dingana fiel im Feldzuge gegen die AmaSwazi bei Maqongqo 1840. Nach dem Väterglauben ging ihre Seele in eine sehr böse und giftige Schlange ein, imamba oder die grüne Inhandezulu. Im Jahre 1866 kam es nun zwischen den zwei feindlichen Brüdern zu einer Geister Schlacht. Eines Tages bemerkte Masiipula, erster Minister des Königs Mpande, an der Umfriedungsmauer seines Gehöftes einen wilden Kampf zweier solcher Schlangen. Der Ringkampf währte den ganzen Tag. Sie rissen einander zu Boden, sie bißen und umschlangen sich, es gab ein Zuunterst und Zuoberst, bis beide bluteten. Da ließ Masiipula den König Mpande von diesem homerischen Kampfe benachrichtigen. Dieser gab Befehl, daß alle seine Minister das Ringen der Schlangen ansehen sollten. Diese meldeten dem Könige, daß der Kampf weiter dauerte. „Verjagt den Halunken aus dem Umgungundlovu-Kraal“, sagte Mpande. Gemeint war damit Dingana, der früher diesen Kraal bewohnte. „Faßt ihn, verbrennt ihn und werft seine Asche in den Imfolozifluß.“ Die Minister gingen zurück, fingen an die Geister zu preisen und sagten: „Erbarmen, o König. Was ist denn los?“ Nochmals kam eine Botschaft von Mpande mit dem Befehl: „Verjagt den Halunken vom Umgungundlovu-Kraal. Der ist es, der da mit Tschaka kämpft, zumal ja die Kinder des Senzangakona (Vater von Tschaka, Dingana und Mpande usw.) von ihm ausgerottet wurden. Er tötete den Tschaka, weil er der Meinung war, er richte das Volk zugrunde. Allein er ist es, der das Zuluvolk vernichtete.“

Dann erhielt der Schlangenbeschwörer Ugiba den Auftrag, die Dingana Schlange einzufangen. Nachdem dieser mit seinen Giften die Schlange besänftigt hatte, ließ sie sich einfangen und verschwand in seinem Ledersack. Jetzt entstand eine Feuersbrunst in der königlichen Residenz. Burschen waren eben daran die Mahlzeit herzurichten. Feuerflammen sprangen auf die benachbarten Hütten über. Das anwesende Volk stob auseinander mit dem Ruf: „Feuer, es brennt!“ Da nun so ein geheimnisvolles Feuer nicht mit Baumästen gelöscht werden durfte, rissen die anwesenden Leibgarden des Königs die Hütten aus dem Boden, während die Hauptleute die Schutzgeister anriefen zur Beschwichtigung des Feuers. So oft der Versuch gemacht wurde, die Flammen mit daraufgeworfener Erde zu löschen, brachen sie mit erneuerter Wucht aus und bedrohten die Königshütte. Doch konnten die Männer dieses Unglück abwehren. In dieser Not schickte nun Mpande zu den Wahrsagern, um die Ursache dieses Brandes zu erfragen. Diese sahen natürlich im Kampfe der zwei Schlangen die Veranlassung des Unglückes. Jetzt kam aus der Dingana Schlange die Frage: „Wie, soll ich schließlich von den Wahrsagern getötet werden?“ Die Tschaka Schlange ließ sich also vernehmen: „Warum werden meine Wunden nicht mit Galle gelindert?“ — Die Galle eines Kindes oder einer Ziege gilt als etwas Sühnendes. — Als Mpande diese Klage vernahm, befahl er dem Ugiba, einen Ochsen als Sühnopfer zu schlachten. Ein ähnliches Sühnopfer wurde in allen über das Land zerstreuten Königsresidenzen dargebracht. Dann sagte Mpande zum Volke: „Seht ihr da den Schlauberger (Dingana), der das königliche Haus zu Grunde richtete, dessen Heuschrecken nachher gebraten wurden und dann sagte, die unsrigen werden wir zu Hause essen? Während er doch sagte, es sollen alle gebraten und gegessen werden, sagt er nun, da die der andern gegessen sind, die unsrigen werden wir zu Hause braten.“ Mit dieser Redeweise wird ein schlauer, selbstfuchtiger Mensch bezeichnet, der, während er mit seinen

Kameraden die gefangenen Heuschrecken verzehrt, seinen Anteil zurückhält und zu Hause verzehrt. Also sprach Mpande und fügte erklärend bei: „So schien es uns, daß Dingana ein Doppelgänger ist, der, während er Tschaka unter dem Vorwande tötete, daß er das Land zu Grunde richte, doch er es selbst ist, der das Zuluvolk ausrotten wird.“ Der Schlangenbeschwörer Igiba zog nun der Dinganaschlange alle Zähne und ließ sie laufen. Von dieser Aufsehen erregenden Geisterschlacht wurde nun im ganzen Lande gesprochen und man glaubte fest, daß die beiden hingschiedenen Könige ihren Streit da ausgetragen haben.

Vom Heimgange des Königs Mpande

Von allen Söhnen Usenzangafonas war Mpande der am wenigsten grausame. Er war gemüthlich und darum beim Volke beliebt. Er regierte von 1840—1872. Als er hochbetagt seinen Tod herannahen fühlte, sagte er zu seinen Hauptleuten: „Meine Zeit ist jetzt zu Ende. Ich gehe von hinnen. Sendet zu Mapita, der soll mit vier Männern einen alten weißen Ochsen ausfuchen. Diese sollen mein Totenkleid holen, nämlich das Fell eines alten Löwen, der aus der Herde ausgestoßen ist.“ Als der weiße Ochse dem König vorgeführt wurde, gab dieser den Befehl: „Sobald ihr mit dem Ochsen in den Wald kommt wo viele Löwen hausen, so ruft bei Sonnenuntergang in den Wald: „Dein Altersgenosse (Mpande) ruft dich und sagt, begleite ihn und ziehe mit ihm von hinnen.“ Kein Vieh traute sich für gewöhnlich in die Nähe dieses Löwenreviers. Doch diesen alten weißen Ochsen beachteten sie nicht, gingen nicht in seine Nähe. Die Männer begannen nun zu rufen, worauf die Löwen ihr Gebrüll anstimmten. Als es Nacht geworden, ließ sich der alte männliche Löwe mitten im Wald vernehmen, brüllte bis Mitternacht und schritt auf die Männer zu. Bei Sonnenaufgang erschien er in ihrer Nähe. Der alte Ochse legte sich nun nieder. Die vier Männer erhoben sich und fingen an das Lob der Zulukönige (ihrer Geister) zu deklamieren. Der Löwe sprang jetzt dem alten Ochsen ins Genick, riß eine Wunde auf und trank dessen Blut. Dann legte sich der Löwe nieder. Einer der Männer begrüßte ihn mit dem königlichen Gruß: „Bahede, Majestät! Fürchte dich nicht, ich werde dich jetzt ergreifen.“ Alsdann stieß er seinen Speer in den Löwen, der sich wehrlos ergab. Einer der Männer brachte diese Nachricht dem Mapita, der sie dem König zustellte. Dieser ordnete nun an, daß der Löwe unverzüglich in die Ochsenhaut eingehüllt und nach der königlichen Residenz Unodivengu gebracht werde. Bei dessen Ankunft stimmte das Zuluvolk Kriegslieder an, und Mpande ließ den Löwen abhäuten und sein Grab bereiten, in dem er beigesetzt werden wollte. Beides wurde in aller Eile ausgeführt. Sodann sprach Mpande: „Sobald ich gestorben und dahin gegangen sein werde, sollt ihr meinen Leib in diese Löwenhaut einwickeln und mich so beisetzen.“ Alsdann segnete er das Zeitliche und verschied mit den Worten: „Lebet wohl! Cetshwayo, mein Sohn, soll meine Kinder gut behandeln. Aber er wird bloß 5 Jahre regieren.“

So geschah es auch. Noch war die Löwenhaut nicht trocken, mit der sein Leib in die Gruft gesenkt wurde. Als eine Merkwürdigkeit wäre hier noch zu verzeichnen eine Art Prophetengabe, mittels der sterbende Heiden Dinge voraus sagten, die sich nach dem Glauben der Leute genau verwirklicht haben. Der obige Fall steht nicht vereinzelt in der Zulugeschichte.

Das Bettelkreuz

Von Margarete Seemann
Nachdruck verboten! — Verlag Tyrolia, Innsbruck

(Fortf.)

Etwa hundert Schritte hinter den Kindern gehen die Alten. Sprechen von Dingen, die in der Ferne hängen, denken nicht an die Gefahr dieser Stunde. Es liegt doch nur ein einziges Glänzen über der Welt! Sonne und Grün; und die Sorgen sind weit abgerückt.

Plötzlich ein Schrei, ein donnerndes Tosen — starr stehen die Menschen; dort über die Straße rollt sich ein dunkles Etwas, ein laufender Berg — und mitten hinein gestellt das Kreischen von Kinderstimmen.

Frau Mittermeier zittert, der Mann hält die Ohnmächtigen. Legt sie rasch ins Randgras und hastet nach vorne. Die Gouvernante stößt schrille Angstschreie aus. Beate und Adrienne fliegen die Straße hinauf. Immer noch murmelt die Erde, immer noch rollen die Stämme.

„Herrgott, die Kinder! Ditha! Erwin!“ stöhnt der Mann und die Französin jammert: „Lizzi und Rainer!“ Über die Straße liegt eine Ladung gefällter Fichten wie ein furchtbarer Riese.

Plötzlich ein Schrei wie ein Fanfarenstoß hell: „Dort, dort! Sie leben!“

Im Graben, eingedrückt in Farn- und Heidelbeersträucher, kniet ein Mann vor zwei todblassen Kindern, daneben kauern Ditha und Erwin. Kniet und überstreicht Lizzi und Rainer die Arme, den Rücken, das Antlitz.

Beate schluchzt nach innen. Sie hat ihn erkannt, er ist es. Er, der ihr die Erdbeeren schenkte mit der Zagheit eines Knaben, der ihre Sandalen an den Füßen trägt. Herrgott, wie zinsdest du tausend und tausendfach!

Endlich wurde das Starre in den Kindern weich und schmiegsam. Ditha und Erwin ließen sich einbetten in die Hingabe einer angstgefolterten Mutter. Heil waren sie und auch die beiden anderen hatten keinen Schaden genommen. Als von ihrem tollsten Gekletter die Stämme ins Rutschen kamen, hatten die Fäuste des Mannes den Buben weggestoßen, daß er ins Moos flog. Das Mädel aber an sich gerissen mit der Kraft eines rasenden Tieres. Aber die Straße hin rollte sich der Tod, der furchtbar erdrückende. Mit angstgroßen Augen starrten Lizzi und Rainer. Nun kauerten sie alle im Gras, blaß über dem Antlitz, aber gerettet.

Sie fragten nicht, wer er sei, der das Leben vor den Tod stellte, sie reichten ihm die Hand. Das Zittern in den Fingern war der Spruch ihres Herzens. In dieser Minute gehörten sie zueinander, inniger

als Bruder und Schwester. Keiner sah den schäbigen Rock, keiner spürte das Ungepflegte seiner Finger, es war keine Wand zwischen Reichtum und Armut; er war nur Held, Retter, Bruder, ein Teil von Gott war er ihnen. Die Lust am Weitermarschieren war verflogen. Heim, nur heim!

In ihrer Tasche sucht Mademoiselle mit zuckenden Fingern nach dem Fläschchen kölnischwasser, um den Kindern die Stirne, die Pulse abzureiben. Den Schrecken wegzuwaschen von den süßen Gesichtern. Ihr Herz ausschwingen zu lassen von der gräßlichen Dangnis. Achlos wirft sie die illustrierten Zeitschriften aus der Tasche; sie hat es eilig, sieht nicht, daß sich die Blätter entfalten, ein buntes, zuchloses Spiel. Eine Kette von Niedrigkeit liegt im reinen grünen Gras; über ihr erschrickt das Gesicht des Mannes. Rote Flecken springen ihm ins braune Antlitz, in die Wangen. Wie unter dem Biß einer Viper springt er auf. Seine Hand schleudert er den Holzstämmen entgegen, seine Augen blitzen ein prachtvolles Feuer, als er sagt: „Vor dem Tode habe ich die Kinder gerne gerettet, aber da, da drinnen steckt ein anderer, ein schlechterer. Lassen Sie die zwei nicht sterben an diesem Gift.“

Sie starrt ihn an. Erst voll Empörung, dann senkt sie die Augen vor dem herrlichen Lohen in seinem Blick; geht nicht ein Geriesel über seinen dünnen Rock? Ist er nicht urplötzlich einer, der abstieg vom Sockel derer, die wie ein Ziel für unsere Herzen sind? Rinnst nicht ein jilberner Bach aus den Quellen seiner beiden Schuhe durch den Schatten hin?

Mademoiselle rafft die Blätter zusammen, preßt sie zu Knäueln, schleudert sie weg. Er aber geht ihnen nach und blüht sich. „Gift ist Gift, soll auch kein anderer davon essen.“ Er steckt sie ein.

„Wir wohnen im ‚Excelsior‘; kommen Sie mit!“

„Ich? Ich passe nicht dorthin.“ Urplötzlich wird er sich seiner Armut bewußt. Von dem sieghaften Licht, das ihn über-
rinnst, weiß er nichts.

„Sie passen wohl“, wirft Adrienne ein; „aber vielleicht haben Sie recht, vielleicht ist keiner dort im ganzen Haus, der Ihnen gleichkommt; Ihrer Größe von heute. Aber bitte, Sie müssen doch mit uns!“

Beate freut sich am hellen Klang seiner Stimme; es ist der Ton des edelsten Erzes in seiner Antwort.

„Ja“, sagt er, „wenn die Herrschaften wünschen; aber vorerst muß die Forstverwaltung verständigt werden; die Straße muß geräumt sein. Ich will hingehen.“

Nun besinnt sich endlich auch Herr Mittermeier seiner Sprache. „Wollen Sie das auf sich nehmen, Herr — — —“

„Bitte, Benno, einfach Student Benno Leitberger.“ Eine flüchtige Verbeugung, ein warmer Blick über die Kinder hin, dann eilt er die Straße gegen die Glashütte zu. Die anderen wandern heimwärts, niemand hat Sehnsucht nach der Walbener Schwaig. In all den sechs Wochen

danken. Sie möchte mit ihr reden. Beate ist im Haus, ist bei Fräulein Routh.

„Raten Sie uns, was wir machen sollen; wir wollen danken, aber mein Mann bangt sich um das Maß. Es muß ja schließlich alles den Bedürfnissen angepaßt sein.“

„Bedürfnis und Besitz ist zweierlei Maß, gnädige Frau. Das eine haben alle, das andere wenige. Ich weiß nicht, ob Sie sich vorstellen können, wie das ist: Im Sommer, der doch eigentlich zur Erholung gehört, auf dem Kohlenplatz Aushilfsdienst machen oder an irgendeiner Ecke



Unsere Missions-Brüdernovizen auf Wanderung,
Reimlingen, Missionshaus St. Joseph
Photo: Missionshaus St. Joseph, Reimlingen

sind sie diesen Weg nicht mit so aufgeregter Seele gegangen wie heute.

In den Südzimmern des „Excellior“ werden Lizzi und Rainer von Vater und Mutter umfassen, als wären sie ein zweites Mal geboren. Schmerzlicher und wunderbarer. Sie haben das unsägliche Bedürfnis, die Kinder zu lieblosen. Jedes ihrer Glieder, als müßten sie ihm die Schmerzen abbitten, unter denen sie jetzt sicher wimmern würden, wenn — o Gott, wenn — — —

Da sagt der Mann: „Was werden wir ihm geben?“

Die Mutter zuckt; das Wort Geben tut ihr weh. Lange halten die beiden Zweisprache, erst jeder mit sich selber. In alle Dankbarkeit mischt sich ein Feilschen des Mannes. Der Mutter aber drängt sich, sie ist sich des Zusammenhangs nicht bewußt, Beatens Bild immer wieder in die Ge-

Zeitungsverkäufer sein, hundert- und wieder hundertmal den Namen des Blattes in das wüste Chaos der Straße zu schreiben, nur um ein paar Schillinge zu haben für das neue Studienjahr; und dann im Herbst, wenn das erschundene Geld weg ist — man hat ja doch nur 60 bis 80 Groschen für das tägliche Leben brauchen dürfen — dann auf den Schnee zu warten; ja warten sage ich, um ihn schaufeln zu dürfen; denn das gibt wieder ein Häuflein Schillinge zum Weiterdauern. Oder wenn es hoch hergeht, zur Messe Fremdenführer sein, die Besucher durch die Stephanskirche, durch Schöndbrunn zu führen. Ob das „Bedürfnis“ ist? Ich weiß nicht, ob Frau Hofrat sich das vorstellen können.“

Die reiche Frau schlägt beschämt die Hände vors Gesicht. „Gräßlich“, stöhnt sie auf, „gräßlich, das kann doch nicht sein.“

„Das ist öfter als einmal. Lassen Sie

sich nur einen Tag in die Amtsräume der Akademikerhilfe hineinschicken; seien Sie zwischen vier und fünf Uhr auf der Marschallstiege und Sie lernen, was für Helden und was für Märtyrer die Studenten von heute sind. Da hungert, darbt man, nur um etwas zu werden, preßt die Zähne aufeinander und reißt sich hinauf, fährt auch über Sommer in die Grube, hackt und gräbt Gestein, schluckt Staub, verkümmert an der Lunge, Hunderte von Metern tief und hat doch so viel Sehnsucht nach dem Licht. Semester um Semester die traurige Fahrt um seine Armut. Das zweite Gesicht der Alma mater.

Im Sommer versucht man's mit Beerenbrocken, Schwämmeisenden, o wahrhaftig nicht aus purem Bedürfnis darnach — und dazwischen rettet man irgendwo ein paar Kinder vor dem sicheren Tod.“

„Hören Sie auf, ich kann's nimmer ertragen.“

„Sehen Sie, gnädige Frau, das ist der Fluch über unserer feinernvigen Zeit. Nimmer ertragen können, nimmer mitanhören wollen; aber vergessen können, daß es doch so ist; hinter unserem Rücken wissen, und doch nicht helfen müssen. Im Mittelalter, da haben sie andere Nerven gehabt, da hat es Qual und Marter gegeben, die Menschen waren hart, aber gerade und keiner hat sich die Ohren verstopft vor dem Jammer des anderen.“

Stählern ist ihre Stimme; aber nun wird sie weich, innig, als sie fortfährt: „Frau Hofrat, ich habe es Ihnen doch sagen müssen, Sie haben ja sonst keine Abnung von der anderen Seite der Welt. Stehen immer nur auf der einen, auf der rechten; aber dort drüben auf der anderen Hemisphäre, da sind auch Menschen. Daß sie nicht schlecht sind, hat einer von ihnen auf der Straße bewiesen; und die gehören auch dem Herrgott, und was man denen nicht tut, das schreit einmal gegen uns.“

„Ich muß hinauf zu den Kindern, zu meinem Mann. Er wird ihm nicht Geld geben dürfen, nicht Geld allein; aber was sonst? Sagen Sie doch, Fräulein Beate, was würden Sie an unserer Stelle tun?“

Eine schwere Pause liegt zwischen Frau und Frau.

„Wenn ich Sie wäre, Frau Hofrat, und der Junge einer, der keine Eltern hat, die ihm die Qual dieses Studiums von den Schultern abheben können, dann täte ich ihn annehmen wie ein Kind. Es ist wohl besser drei Kinder, als — Sie hätten keines mehr. Lassen Sie ihn studieren, helfen Sie ihm, auszureisen zum ganzen Menschen; die Anlage ist ja gut. Er hat mehr als die Reifeprüfung abgelegt auf dem Weg zu den Glashütten.“

„Ja“, noch ist ein scheues Wehen in der Reichen, „aber wer weiß, wie er ist. Wir haben doch Kinder!“

„Das Wort auf der Straße, das von den bunten Zeitschriften, war sein bester Richter. Daraufhin tat ich für ihn bürgen.“

Als Hofrat Mebourg mit Gattin und Kindern abreiste, nahm er Benno mit.

Vorher ging der noch einmal mit Beate den Birkentweg.

„Um 3 Uhr fahren Sie; kommen Sie noch, ich will Ihnen das Bettelkreuz zeigen.“

Sie führt ihn in die Kirche; stellt ihn unter das Behüten der Kanzel; hebt die Finger gegen die gemarterte Hand des Herrn, erzählt ihm mit flüsternder Stimme, was der alte Bergbauer vom Bettelkreuz sagte. Als sie die armen Kirchenwände abgeht und vor dem uralten Schrank mit der köstlichen Habe, die immer noch Jahrhunderte verträumt, offenen Auges steht, betet Beate. Weiß immer nur den einen heißen Spruch: „Reiß ihn an dich, laß ihn nicht fallen, gib ihn nicht her an den Schmutz der Welt.“

„Ich habe immer an Christus geglaubt, doch war er mir nie so nahe wie jetzt.“

„Im Gutfen ist er immer wärmer bei uns.“

„Wie kann ich das zurückzahlen, was man mir jetzt alles tut?“

„Für Güte gibt es nur eine Münze: Wieder Güte.“

Er lächelt ein leises Kinderlächeln. „Da muß ich Ihnen wohl die Schuhe wiedergeben; und ich möchte sie doch so gerne mitnehmen. Nicht tragen oder doch nur dann, wenn ich ein Fest in mir begehe.“

„Sie können sie behalten; aber ein anderes wünsche ich mir.“

„Sie machen mich glücklich, wenn ich etwas für sie tun darf.“

„Ja, etwas Großes. Sie waren vor drei Tagen ein Retter, Sie müssen ein Retter bleiben. Nicht immer vor Holzstämmen, aber vor dem Tod, der der größere ist; Sie verstehen mich.“

Da schaut er sie an mit dem Blick eines reifen Mannes. „Immer“, sagt er und streckt ihr die Hand hin. Sie faßt sie wie die Hand eines Bruders.

Das war ihr Abschied.

Herr Mebourg hat die Rechnung beglichen. Die Lohndiener schaffen das Gepäck hinaus; er gibt Auftrag, das Auto zu bestellen.

Seine Frau lehnt am Fenster! ein letzter Blick durch die Zimmer in denen sie unsäglich um die Kinder bangte. Um zwei Kinder. Nun nehmen sie ein drittes, großes, fremdes mit.

Unter ihr auf der Straße wird es lebendig. Nicht wie sonst von hellblumigen Indanthrenkleidern oder von den Zurufen, die vom nahen Tennisplatz herüberschießen wie Falken; dunkle Massen schieben sich vor, grau in grau; ein Berg der Armut.

Dieses Bild hat sie oft gesehen, es ist an den Fenstern vorbeigeglitten wie ein Schatten. Nicht schwerer. Ohne Klang, ohne Ruf. Damals waren ihre Augen noch fremd, hatten noch nichts von der Art Beatens, waren noch gebunden an eigene Seh, ohne Flügel zu Bruder und Schwester.

Schwämmesucher sind es, mit Körben und Rucksäcken. Zwei Weiber tragen Kinder auf dem Rücken.

Bald friecht die Dämmerung von den Bergspitzen herunter; abends ist man in Wien, Auto und Bahn sind gehorsame Knechte; wohin aber gehen die? Wohl nach Anleit, dann vielleicht weiter mit der Bahn. Nach Anleit, fast drei Stunden Weges? Bis sie unten sind, wird es dunkel. Drei Stunden! Und die Kinder?

Wenn sie den Autobus nähmen?

Man läßt sich nicht umsonst fahren; wer aber sollte es bezahlen?

Wenn sie den Mann fragte? Lächerlich, wird er sagen und würde rechnen. Sein Herz ist eine Zahl geworden.

Auf der Bank vor der steinernen Treppe rastet ein Weib, ängstlich flitzen seine Augen über den Kies, ob nicht einer der Kellner komme und sie fortjage. Als sie den Kopf wendet, sieht ihr Frau Mebourg ins Gesicht. Schreckhaft traurig steht die Müdigkeit dadrinne und die Sehnsucht nach Ruh; die Angst vor allem, was noch wartet. Und auch Stumpfheit. Eine Stumpfheit, die nur von vielen Wunden kommt.

Sie möchte wegschauen. Ich kann ihnen doch nicht helfen!

Nicht? Hört sie nicht plötzlich eine Stimme? „Was man denen nicht tut, das schreit gegen uns.“ Es soll nicht schreien gegen sie! Dankt sie nicht dem Herrgott die Kinder? Alle beide, Lizzi und Rainer?

Ein Wissen springt ihr in die Glieder und treibt sie, schon ist sie unten. „Josef, fragen Sie die dort unten, wohin sie wollten.“ Josef blickt sie voll Unverstandes an.

„Die dort? Weiß der Ruckuck, wohin die gehen; je weiter, je besser. Man möchte zwanzig Augen haben, wenn sie über die Grenze kommen.“

„Gehen Sie und fragen Sie!“ Scharf ist ihre Stimme.

Da ist er bei der Bank an den Stufen. Man merkt an der Härte seines Gesichtes, daß er das Weib anschnarrt. Bei den hastigen Schritten ist es ängstlich aufgesprungen, drückt sich weg in den Schatten

des nächsten Baumes, schaut ihn an mit einem Gemisch von Bosheit, Angst und Resignation.

Josef erstattet Bericht. „Nach Anleit, Frau Hofrat.“

„Sie sollen warten, wir nehmen sie mit.“

„Die alle? Das Auto ist doch zu klein. Und der Herr wird sich's nicht verlaufen lassen.“

„Dann nehmen wir den Autobus.“

„Sie auch, gnädige Frau?“

„Ja, wir alle.“

Herr Mebourg vermag die Empörung über den Spleen seiner Gattin kaum zu verbergen, aber es ist nichts mehr zu ändern; ohne Blamage kommt man nicht anders aus diesem verrückten Einfall. So läßt er sich mit den Lumpenleuten in den Kasten verladen. Schier ängstlich kriechen die Männer und Weiber von der Straße hinein wie in eine Falle. Drücken sich zusammen, ihrer zwei auf einen Platz; keines spricht. Später steigt ein Steirer ein. Seine Augen wandern voll Staunen die seltsame Gesellschaft ab. An dem Schweigen spürt er, daß irgendein Geheimnisvolles diese Menschen verbindet; aber er kommt zu keinem verständigen Ende. Hat man je gesehen, daß die Schwämmesucher im Autobus nach Anleit fahren? Ohne Geld? Er kennt den Chauffeur, das gibt es bei ihm nicht!

Endlich deutet er einem der Männer und macht die Geste des Zahlens. Der brotbraune Bursche versteht, grinst und rückt mit dem Schädel gegen die Herrschaft hin.

Ungläubig fährt der Daumen des Steirers denselben Weg und seine Augen fragen, was der Mund nicht sagen will: „Der dort hat gezahlt und für euch alle?“

Ja, nicht es wieder von drüben; dann wird es still.

Nach etwa einer halben Stunde schiebt sich der biedere Mann aus dem Glaswagen heraus. Als er an Herrn Mebourg vorüber kommt, bleibt er stehen, hebt sein grünes Hütel ab, drückt es vor die Brust und sagt laut: „Mit dem Wagen da wird niemals ein Unglück g'sehen; wenn einer rinnen hocht, der so viel Erbarmen hat mit den Leuten von der Straßen — das wird der Herrgott nit vergessen. I möcht dafür hundertmal Vergelt's Gott sagen. I hab nit g'wißt, daß reiche Leut so ein warmes Herz haben können.“

Herr Mebourg wird verlegen. Er greift nervös an den Hut, tastet nach der Brille, möchte den ungebetenen Redner schon draußen wissen. „Ja, ja, ist schon gut.“ Von einer peinlichen Situation fällt er in die andere. Gedruckt ließe sich eine solche Rede schon früher hinnehmen; etwa in der Tagespresse, Auflage nicht unter 200 000. Aber so?

Lange schaut der Steirer dem Autobus nach, gibt ihm wohl noch einen frommen Gruß mit. Vielleicht hält er den, der unter den Armen sitzt, für einen Heiligen.

Der Wagen rattert weiter. Frau Mebourg mußte auf die nackten Füße der Männer und Weiber schauen; die hätten sich durchmartern müssen die ganze lange Straße her; die ist stückweise frisch geschottert. Das hätte laut gegen uns geschrien, kommt es ihr in den Sinn; und sie sieht die strengen Augen Beatens vor sich; ob sie nicht in dieser Stunde ein weiches Glänzen hätten?

Benno aber möchte ihr die Hände täuschen, immer wieder. Er ist wie ein Mittel Ding zwischen Mebourg und den Schwämmesuchern. Die dort, die armen Brüder und Schwestern, umfaßt sein Herz mit einer Liebe, die glaubt, alles ertragen und zwingen zu müssen.

Er denkt an Beatens Legende vom Bettelkreuz, an die Worte des sterbenden Kindes: Eine Kette? Keine goldene, keine von Blumen, kein Fronleichnamskranz und keine Primizkrone. Wie sagte Beate? Eine lebendige Kette! O, ich möchte ein Glied daran sein und halten, so wie ich gehalten wurde!

Als sich die Sammlerleute aufrappeln, die Körbe anhängen und mit unterwürfiger Demut, die der Frau wehe tut, Mademoiselle ergötlich dünkt, dem Manne aber wie Ungeziefer zuwider und lästig ist, vor der Herrschaft beugen, weiß niemand, daß in dem einen Korb ein Paket liegt. Ist braun und schwarz und inwendig doch von Gold. Von dem Gold, das einmal auf der Waage des Herrgotts den Ausschlag gibt.

Im Korb des fremden Weibes liegen Bennos Sandalen, sein Talisman. Sie gehören doch ihm und seiner Seele, auch wenn sie die burgenländische Bettlerin unter den Sohlen trägt. Sie wird auf Segen wandern. Muß es nicht ein Weg ins Leuchten werden?

Adrienne ist eine Stille, Tiefe geworden. Unter dem Bekenntnis Beatens, unter dem erschütternden Wissen von der Herberge des Jungen beim Lobbelbacher Wirt. Wäre er auf der Straße gestanden, in der einen helfenden Minute, wenn er nicht auf dem Weg von dort gekommen wäre? Wie greifen doch die Räder des Geschehens ineinander! Treibt eines das andere zur Fahrt in die Hölle oder in den Himmel, nur daß wir nicht sehen, wie dieses wunderbare Spiel die Finger setzt.

Es überkommt sie eine tiefe Ehrfurcht vor der ungeheuren Wucht jeder Tat, der guten und schlechten, die eine Straße ins Graue oder ins Licht wird, und daß jeder, den eine Tat speist, davon gesättigt ist zum Leben oder zum Sterben und daß er

wieder weiterchenkt, was ihm selber gegeben wurde in dem blutroten Kreis des Lebens.

Sie schließt zur immerwährenden Erinnerung an das gesegnete Herbergshenten Beatens einen Vertrag mit dem Lobbelbacher Wirt. Jeder arme Wanderbursch, jedes Weib oder Kind, das anklopft und um Gottes Lohn eine Strohschütte, ein Stück Brot oder einen Tropfen Milch erbittet, und jeder, der stehen bleibt und die sieben Stufen hinaufschaut mit Augen voll Hungers und doch weitergeht unter dem Befehl seiner Armut — jeder soll einen Teller warmes Essen haben, dazu ein Stück Brot und eine Schnitte für den Weg. Wenn er ein „Vergelt's Gott“ gibt, ist es gut; aber abverlangen soll man es ihm nicht; es hat nur das freiwillige Wert.

Die Rechnung soll jedes Vierteljahr an Adrienne kommen; sie gibt einen Vorschuß, der für dreißig Herbergsucher reicht.

In der wurmfstichigen Lade liegt das Büchlein mit dem Vertrag. Noch ist es leer, aber auf der ersten Seite steht mit großmächtigen Buchstaben: So einer lügt und die Armen betrügt, der sündigt auf die Häupter seiner Kinder.

Der Lobbelbacher Wirt hat zwei Buben und ein Mädchen; das liegt noch im Polster. Aber ihm ist, als tanze der Spruch, den Adrienne in das Buch malte, wie ein Schwert über drei flachschlonden Köpfen.

Er und sein Weib haben es gelesen, verstanden haben es beide. Er hat sich den Hut übers rechte Ohr gezogen und die Finger im Haarschüppel vertraut. Sie aber hat über die Augen gewischt. Es soll nit sein, Herrgott! Laß uns nit hart in Versuchung kommen!

Sind gar viel Gefahren auf dem Weg der zwei Buben; müssen bis nach Steinburg in die Schul; im Winter auf Breteln. Vor jeder Lahn müßt sie zittern von dieser Stund an; und gar, wenn der Sturm den Wald deutelt, daß die haushohen Fichten hinfallen wie Scheiter und die Erden aufhacken in ihrer Wucht! Hat nit schon einen aus der Wandner-Hütten eine Lärchen erschlagen, als er von der Schul kommen ist? Hängt nit auch das Bildl, fein gezeichnet und angemalt, heut noch im gläsernen Kastel ein Stück weit hinein in die Schlucht?

Wir aber haben drei Kinder; bis heut drei; werden bald viere sein. Aber wir wollen nit sündigen auf ihre Köpfen. Soll kein Stückel Brot, kein Teller Suppen und kein Nagerl Milch zu unrecht im Büchel steh'n! Aber wenn sich's an einem Sonntag trifft, so wir selber ein Stück Fleisch in der Schüssel haben, will ich einen Brocken davon in den Suppenteller

des Wanderburschen schieben. Um der Kinder willen.

Es ist wie ein Sturm durch die kleine versteckte Gaststube gegangen; der hat viel gelockert, was festgekeilt über der Herztür lag; und das Gewissen, das ausgesperrt war vom Leben, wie in einem Stollen verschüttet, rührte und rechte sich. Und als der Wirtin — aus Sorg und Lieb für die Kinder und einer heimlichen Furcht vor dem Versucher, der immer ihre Armut faßte wie ein Messer und gegen das Bessere in ihr anrannte, so daß es sich scheu vertrock und schließlich gar nicht mehr wagte, zu sagen, daß es noch lebe — auf einmal das Gewissen wieder zu ticken anfang wie eine Uhr, die lang gestanden hatte, da gingen ihr auch die Augen auf. Der rot- und grüngemalte Wandspruch paßte ihr plötzlich nimmer; sie meinte, es würde dem Herrgott, der noch von früher her über dem Winkel hing und den man vor Gewohnheit nimmer beachtete, zuwider sein, immer hinschauen zu müssen auf das Sprüchlein von Wein und Weib. Sie hob den Rahmen herunter, schob das Bild auf den Schankkasten; an der Wand aber lag jetzt ein reiner, unvertaubter, lichter Flecken; und es war, als ob der Herr vom Kreuz der jungen Blanche die Augen entgegenhöbe und lächelte.

Die Wirtin aber tat noch ein drittes. Sie nahm das rote Glas, das im Herrgottswinkel hing und den übermütigen Männern vielfach für alte Knöpfe und abgebrannte Zündhölzer gedient hatte, schmiß Asche und Hölzel heraus, trock mit dem Daumen unter die Schürze und pukte das rote Fäßlein. Dann holte sie Öl und ein schwimmendes Kerzchen und zündete an.

Sie stiftete das Licht zum „Vagabundenessen.“

In Wien kommt Herr Mebourg, den während der ganzen Fahrt das unbehagliche Gefühl, das sich aus dem Bewußtsein, etwas Gutes getan zu haben und noch tun zu sollen, und der Erkenntnis, daß alles dieses doch gegen die eigene Wahl und mit einer tüchtigen Dosis von Widerwillen geschieht, nicht losläßt, einfach ins Starren. Denn der Junge, der Benno, schlägt das Angebot, ein drittes Kind im Haus zu sein, studieren zu dürfen, mit einem Wort: den Haupttreffer zu machen, schlicht, aber bestimmt ab.

Ob er es aus dem feinnerbigen Spüren heraus tut, das Menschen von edler Tiefe zu eigen ist? Er bleibt höflich, aber entschieden.

„Ich habe ermäßigte Kollegiengelder, das danke ich der Hochschulfürsorge. Wenn Sie mir jeden zweiten Tag erlauben, bei Ihnen zu essen und mir, wenn ich es

einmal nicht erschwingen kann, den Zins für mein Kabinett vorstrecken, dann machen Sie mich zu Ihrem bleibenden Schuldner. Aber nur vorstrecken; denn bin ich einmal über den Berg, habe ich eine Stelle, dann müssen Sie mich das Geliehene zurückgeben lassen.“

„Warum nur jeden zweiten Tag zu Tisch?“

Er lächelt. „Einmal dazwischen reicht es mit ein paar Groschen und dann weiß man, daß es morgen besser ist. Schließlich richtet sich auch der Magen auf eine größere Zeitspanne ein.“

Es gibt ein scharfes Hin und Her. Herr und Frau Mebourg reden sich dem wirklichen Helfentvollen ein Stücklein näher. Es ist dem Mann nicht mehr Mache und mehr als bloße Rechnung. Das Nein des Jungen hat ihm imponiert.

„Wenn du willst, so kannst du bei uns wohnen, das Kabinett ist leer!“

Ein Stein fällt ihm vom Herzen.

„Nur wenn ich dafür den Kindern Nachhilfe geben darf.“

„Das gerne. Ich habe zu wenig Geduld dazu und Mademoiselle ist so nervös.“

Da nimmt er dankbar und froh an. Bei den Kindern bleiben dürfen, ist ihm ein Stück Himmel. Sie sind ein Teil seines Lebens geworden. Aus dem zweitägigen Mittagstisch wird nun doch ein täglicher. Freilich, am liebsten möchte er sagen: „Gnädige Frau, wenn schon alle Tage einer bei Ihnen essen soll, darf es nicht heute und übermorgen mein Freund sein? Dann ist mir noch einmal geholfen.“ Lange hat er nicht gewagt, das auszusprechen. Aber das wohlige Sattsein jeden Tages wurde ihm zur Qual, wenn er bei den Vorlesungen die schmalen Gesichter anderer sah. Da mußte es einmal gewagt werden.

Fast hätte es Frau Mebourg übel genommen, aber — war nicht wieder Beate's Wort in ihren Ohren und kommandierte sie nicht ihr Herz? Darauf aber bestand der Junge: es müsse sein Essen sein, das Freund Stephan jeden zweiten Tage bekäme. Diesmal fügte er sich nicht. Herr Mebourg begann ihn dafür zu lieben.

Das erste Glied an meiner Kette, dachte Benno und stand in Gedanken vor dem Bettelkreuz. Er erzählte Stephan vom wartenden Herrgott. Der schwieg — aber unter der Wärme einer solchen Freundschaft blühte in ihm die Sehnsucht auf, die Sehnsucht nach Güte und Gutsein.

Frau Mebourg hat es gestattet, daß Benno Kollegen mitbringe zum Studium, zum Kolloquiumspiel.

(Schluß folgt)



Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.:

Die Heilige Schrift für das Leben erklärt. Herders Bibelkommentar. Herausgeber: Edmund Ralt (für das Alte Testament) und Willibald Lauck (für das Neue Testament). 16 Bände. Band XIV: Der Römerbrief. Übersetzt und erklärt von Dr. Edmund Ralt. Die beiden Korintherbriefe. Übersetzt und erklärt von Dr. Peter Ketter. (XXIV und 480 S.) 1937. Bei Abnahme des Gesamt-Bibelwerkes: Gebestet 9.50 RM.; Leinen 12 RM.; Halbleder 14 RM. — Bei Einzelbezug: Gebestet 11 RM.; Leinen 14.40 RM.; Halbleder 16.80 RM.

Mit fachkundiger Hand weiß der Verfasser uns einzuführen in die tiefen und doch lebensnahen Gedanken des großen Apostels. Richtungsgebend ist ja dieser Brief an die Römer für den Christen für alle Lebensbeziehungen, sei es zu Gott oder zum Mitmenschen, sei es zur Kirche oder zum Staat, und gerade diese Werte will der Verfasser dieses Werkes seinen Lesern ausschöpfen lassen. — Nicht minder trefflich weiß darzustellen und nahezubringen der Erklärer der Korintherbriefe. Paulus steht da vor uns in seiner Größe als Heidenapostel, der allen alles wird, um alle zu gewinnen. So im ersten Briefe. Oder Paulus in seiner Liebe zu seinen Gemeinden, in seinem Kampfe gegen die jüdischen Heizer, wie im zweiten Brief an die Korinther. Ein sehr brauchbarer Kommentar, besonders für liturgische Lesungen.

Paulus, von D. Dr. Josef Holzner. Ein Heldenleben im Dienste Christi, im religionsgeschichtlichen Zusammenhang dargestellt. 458 Seiten; geb. 5.60 RM., geb. 7.40 RM.

Zur 1900 jährigen Wiederkehr der Bekehrung des großen Völkerapostels. Ein vorzüglicher Beitrag zur Paulusforschung. Erschöpfend wird sein Lebensbild der neuesten Forschung entsprechend im geschichtlichen Zusammenhang aufgezeigt. Seine Briefe werden stark herangezogen.

„Egerland“-Verlag, Eger:

„Vom heiligen Amt der Mutter“. Predigten und Ansprachen für Muttertag und Müttervereine. 54 Seiten, Preis 1.— RM.

Das Büchlein will dem Seelsorger helfen (am Muttertag) das rechte Wort zu finden zum Preis der Mutter. Es will Mutterliebe besingen, der Mutter danken, rechte Mütter bilden.

Verlag Buhon & Bercker, Rebelaer.

„Lerne beten, Kind!“ von Felix Krajewski. 112 Seiten, Preis geb. 1.— RM.

Ein Kindergebetbuch in allerliebster Aufmachung ist es. Die vielen Gebete für die verschiedensten Gelegenheiten, sowie die herzigen Bilder regen das Kind an mit Gott zu reden, so wie es ihm ums Herz ist.

Verlag Kösel-Pustet, München:

Das Leben und Leiden unseres Herrn Jesu Christi und seiner Mutter. Nach den Gesichtern der gottseligen Anna Katharina Emmerich. Herausgegeben von Dietrich Kurt Büche. 469 Seit., geb. 7.80 RM.

Schon lange wartete man auf die Neu-Ausgabe dieses Buches, das nach den Tagebüchern Clemens Brentanos neu herausgearbeitet wurde. Es ist ein seelischer Genuß andächtig den Visionen Anna Katharina Emmerichs zu folgen und von neuem das Leben, Leiden und Sterben des göttlichen Heilandes zu erleben. Eine herrliche Erbauungslektüre und Betrachtungsbuch. 30 Bilder veranschaulichen den Inhalt.

Verlag Laumann, Dülmen in Westf.:

Das Büchlein vom lieben Brot, von Hans Hilger. 64 Seiten, geb. in Leinwand 2.— RM.

Ein allerliebtestes Büchlein ist es für die Kinderwelt. Es will das große Geheimnis vom Brote Gottes den Kindern verständlich machen. Die Sprache ist dem Kinde abgelauscht. Eine vorbildliche Katechese.

Christus und der Mann, von Prof. Josef Rudhoff. 200 Seiten, kart. 2.40 RM., geb. 3.— RM. Das Buch eines Sachriffs, der es ernst nimmt mit seinem Glauben und viele andere aufzurütteln und zu festigen weiß. „Unser Stolz ist das Siegeszeichen des Kreuzes“. Davon soll jeder Christ überzeugt werden.

Heilige Messe und Leben, von P. D. Ignatius Jacobus O. S. B. 244 Seiten; kart. 2.50 RM., geb. in Leinw. 3.30 RM.

Das Buch bietet für jeden Sonntag des Kirchenjahres eine Erwägung über das heilige Messopfer. Tiefgründig wird im Anschluß an die Liturgie des einzelnen Sonntags der Sinn und Wert des heiligen Opfers dargelegt. Als Betrachtungsbuch vorzüglich geeignet.

Unsere Gnadenmutter, von P. Paul Kellertweifel S. J. 56 Seiten, kart. 40 Pfg.

Enthält die Lehre von Mariens Mittlerschaft mit Gebeten. Immer mehr sollte Maria als die einzigartige Gnadenvermittlerin angerufen und verehrt werden.

Betet Brüder! Gebete für die Heidenmission von P. Dr. Otto Maas. 180 Seiten, in Kunstlederfarbschnitt 1.— RM.

In handlicher, geschmackvoller Form will das Missionsgebetbüchlein werden für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden. Besonders für Volksandachten verwendbar.

Wir lernen beichten. Zusammenge stellt von Hans Steffens. 24 Seiten, kart. 20 Pfg. Die siebenjährigen Schulkinder will dieses kleine Lern- und Gebetbüchlein für die erste heilige Beichte vorbereiten.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abereinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. G. A. Rottmann, Würzburg, Röntgenring 3 — Verlag: Mariannhiller Mission Würzburg. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben